

# UNGARN

MONATSCHRIFT FÜR DEUTSCH-UNGARISCHEN  
KULTURAUSTAUSCH

GELEITET VON BÉLA PUKÁNSZKY

---

ANDREAS VON TASNÁDI NAGY  
ÜBER DIE UNGARISCHE VERFASSUNG  
SCHILLER AUF DER UNGARISCHEN BÜHNE  
DEUTSCHE BAUERNROMANE

Ungarn in Tsingtau  
Bulgarien und Ungarn  
Bauernstadt in Oberungarn  
Deutsche Kulturveranstaltungen in Debrecen  
Ungarische Kroatenforschung

Gedichte von A. PETŐFI, J. ERDÉLYI und A. MÁRAI  
Kurzgeschichte von A. TAMÁSI  
Kunstbeilage: Werke des Bildhauers F. MEDGYESSY

Bücher- und Presseschau

---

VERLAG DANUBIA  
BUDAPEST – LEIPZIG

# UNGARN

MONATSSCHRIFT

FÜR DEUTSCH-UNGARISCHEN KULTURAUUSTAUSCH  
DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

Erscheint am 1. jedes Monats

Mitteilungen und Beiträge sind zu richten an den Schriftleiter:

Prof. Dr. *BÉLA PUKÁNSZKY*

Schriftleitung und Administration:

Budapest, V., Arany János-utca 1.

Fernruf: 122-261.

Sprechstunden: Donnerstag bis Sonnabend Vormittag 9-13.

Verlag für Ungarn:

DANUBIA, Budapest, IV., Apponyi-tér 1.

Auslieferung für das Grossdeutsche Reich:

Fr. C. FLEISCHER, Leipzig, Salomonstrasse 16.

Preis des Jahrganges für Ungarn 10 P, für Deutschland RM. 10.

Einzelheft: in Ungarn P 1.—, in Deutschland RM. 1.—.

Einzahlung der Bezugspreise in Ungarn auf Postscheckkonto Nr. 5025.

Mitglieder der Ungarisch—Deutschen Gesellschaft in Budapest erhalten die Zeitschrift gegen Entrichtung des Mitgliedbeitrages.

---

## UNGARISCH-DEUTSCHE GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

PRÄSIDENT:

*ANDREAS VON TASNÁDI NAGY*, kön. ung. Justizminister a. D.  
kön. ung. Geheimrat, Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses.

MITPRÄSIDENTEN:

*GRAF TIBOR TELEKI*, kön. ung. Geheimrat, Hüter der Heiligen Krone,

*KOLOMAN VON SZILY*, kön. ung. Geheimrat, Staatssekretär,

*STEFAN VON FÁY*, kön. ung. Geheimrat, Staatssekretär,

*BARON BERTHOLD FEILITZSCH*, kön. ung. Geheimrat, Obergespan a. d.

*ALOIS KOVÁCS*, Staatssekretär,

*JOSEF STOLPA*, Staatssekretär,

*GYULA VON DARÁNYI*, Universitätsprofessor.

GENERALSEKRETÄR:

Prof. *ALEXANDER VARGA VON KIBÉD*.

RECHTSANWALT:

*LUDWIG V. HUSZOVSZKY*, Reichstagsabgeordneter.

SCHATZMEISTER:

*KARL SZANDER*, Direktor des Rechnungsamtes im Reichstag.

# DER GEIST DER UNGARISCHEN VERFASSUNG\*

VON ANDREAS VON TASNÁDI NAGY

Es sind noch nicht zwei Jahre her, dass ich gelegentlich der Gründung der *Deutsch-Ungarischen Gesellschaft* in der Reichshauptstadt verweilen durfte. Mit aufrichtigem Dank muss ich anerkennen, dass seither selbst inmitten der schwierigen Verhältnisse vieles zur Verwirklichung der grossen gemeinsamen Ziele dieser Gesellschaft und unserer Schwestergesellschaft in Budapest getan wurde.

Es sei hier nur darauf hingewiesen, dass wir eine ganze Reihe führender Persönlichkeiten der deutschen Wissenschaft und des öffentlichen Lebens in Budapest begrüßen durften, wo sie uns in ihren Vorträgen lebenswichtige Fragen von allgemeinem Interesse beleuchteten.

Wir hatten die Ehre Herrn Reichsackerbauminister Walther Darré in der ungarischen Hauptstadt als unseren Gast zu begrüßen, wo er über *Zusammenarbeit zwischen dem Reich und den südosteuropäischen Staaten auf landwirtschaftlichem Gebiet* sprach; Herrn Minister a. D., den Präsidenten der Wiener Akademie der Wissenschaften, Heinrich Ritter von Srbik, der *Das Werden deutscher Einheit in den letzten Jahrhunderten* behandelte; Herrn Universitätsprofessor Eduard Spranger aus Berlin, der über das Thema *Kulturen in Begegnung miteinander* einen Vortrag hielt; Herrn General Friedrich von Cochenhausen, der *Deutsches Soldatentum in Geschichte und Gegenwart* beleuchtete; Herrn Oberbürgermeister Karl Strölin aus Stuttgart, der die Probleme *Wohnungswesen, Städtebau und Raumordnung* erörterte; Herrn Universitätsprofessor Hans Günther aus Berlin, der Fragen der *Menschenauslese* erhellte; Herrn Staatssekretär im Reichsjustizministerium Roland Freisler, der in *Das Rechtsdenken des jungen Europa* hineinblicken liess; Herrn Universitätsprofessor Blume aus Kiel, der *Germanisches und romanisches Formgefühl in der Musik* umriss; Herrn Reichssportführer von Tschammer und Osten, der über *Leibeserziehung in Krieg und Frieden* sprach; Herrn Professor Ernst Storm, den Rektor der Technischen Hochschule in Berlin, der das Problem *Staat und Wirtschaft* behandelte; Herrn Reichsfinanzminister Graf Schwerin von

\* Vorgetragen in der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft in Berlin am 16. Januar 1942.

*Krosigk*, der in die grosszügige *Kriegsfinanzierung* des Reiches Einblick gewährte und Herrn Universitätsprofessor Hans *Heyse* aus Göttingen, der die *Gegenwärtigen Strömungen der deutschen Philosophie* erörterte. Sämtliche Vorträge unserer hervorragenden Gäste wurden von der ungarischen Öffentlichkeit mit aufrichtigem Interesse entgegen-  
genommen.

•

Es sei mir gestattet heute, da ich zu diesem erlesenen Kreise über den Geist der ungarischen Verfassung sprechen soll, an einen der eben genannten Vorträge, an den des Herrn Staatssekretärs im Reichsjustizministerium Roland *Freisler* anzuknüpfen, den dieser in der Sitzung der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft in Budapest am 15. Oktober 1940 über *Das Rechtsdenken des jungen Europa* zu halten die Güte hatte.

Es ist eben kaum denkbar, dass das Rechtsdenken des jungen Europa auch auf die innere Rechtsordnung jener freien Völker, aus denen sich die grosse europäische Gemeinschaft zusammensetzt, ohne bestimmenden Einfluss bleibe. Jedenfalls wird sich der Geist dieser grossen Gemeinschaft in der Gestaltung der Zukunft gewiss überall kundgeben. Ebenso zweifellos aber ist auch, dass eine gesunde, lebensfähige Entwicklung nur dann denkbar ist, wenn die einzelnen Völker ihre wertvolle Eigenart bewahren, sich auf diese gestützt in die europäische Gemeinschaft eingliedern und durch die Erhaltung und Stärkung eigenster völkischer Kräfte an ihrer Zukunft bauen.

Mit richtigem Blick bemerkte Herr Staatssekretär *Freisler* in seinem Vortrag: „Die Rechtsordnung dieser europäischen Gemeinschaft muss also die Kräfte pflegen, auf denen sie beruht: die Völker. Sie darf sie nicht — weltabgewandt — zu Gunsten eines verschwommenen, unwirklichen, nivellierenden, die besten — gewachsenen — Kräfte zerstörenden Weltbürgertums untergraben. Die Völker selbst müssen gerade ihre Eigenschaften zu bewahren und zu entwickeln trachten. Denn sie sind der Kern ihrer Persönlichkeit. Die Persönlichkeit aber ist der Kern ihres Lebens. Lebende Völker aber benötigt der Erdteil“. Diese Sätze sprechen die Notwendigkeit der Entwicklung aus, enthalten aber zugleich auch eine Warnung davor, diese Entwicklung zu einer mechanischen Gleichformung zu veräusserlichen, die das Verkümmern der seelischen Eigenart der Völker bedeuten würde.

Diese beiden Gesichtspunkte zunächst sind auch vor Augen zu halten, wenn wir die ungarische Verfassung behandeln und in ihre Zukunft ausblicken wollen. Wir können wohl nicht sagen, dass wir jeden Teil unserer Verfassung als unantastbares Heiligtum betrachten, an dem wir um jeden Preis festhalten wollen; doch ebenso falsch wäre es, ge-

waltsame Änderungen vorzunehmen, die den seit vielen Jahrhunderten lebendigen Geist unserer konstitutionellen Auffassung verletzen und ihre Grundlagen umstürzen würden.

Über diesen Geist unserer Verfassung will ich Ihnen heute, meine Herren, sprechen, in der Überzeugung, dass ich dadurch zur richtigen Beurteilung unserer eigenartigen inneren Rechtsordnung beitrage.

Es wird wohl nicht überflüssig sein, wenn ich meinen Erörterungen eine kurze Erläuterung des Begriffes der Verfassung schlechthin vorausschicke.

Wir wollen sehen, was eigentlich Verfassung ist.

Die Wissenschaft gibt zahlreiche Bestimmungen des Begriffes. „Die Verfassung ist das Wesen des Staates“ — heisst es nach der einen Auffassung. An einer anderen Stelle lesen wir: „Die Verfassung ist der Staat selbst“. Zutreffender scheint mir folgende Bestimmung zu sein: „Die Verfassung ist das Gefüge des Staates“. Nach der Bestimmung des *Aristoteles* ist „die Verfassung die Ordnung der behördlichen Gewalt im Staate, die Art, nach der die Gewalt unter verschiedenen Kräften aufgeteilt wird“. Schliesslich erblickt man in der Verfassung auch „die Summe jener Rechtssatzungen, die die Tätigkeit der staatsführenden Mächte, der Gesetzgebung, des Staatsoberhauptes und der exekutiven Gewalt bestimmen, und ihr Verhältnis zueinander regeln“.

Alle diese Bestimmungen haben den gemeinsamen Mangel, dass sie das Verhältnis der Staatsbürger zu dem Staate und ihre Rechtslage ausser Acht lassen. Daher wird es richtiger sein, uns an folgende Bestimmung der Verfassung zu halten: „Die Verfassung ist das Rechtsgefüge des Staates, sowie die Summe jener Rechtssatzungen, die Freiheiten und Rechte der Staatsbürger, ihr Verhältnis zu dem Staate bestimmen, und ihren Anteil an der Führung der Staatsgeschäfte regeln“. Einen wesentlichen Bestandteil der Verfassung bildet auch der letzte Teil dieser Bestimmung; denn wo die Bürger des Staates überhaupt keinen Anteil an dessen Führung haben, gibt es eigentlich auch keine Verfassung mehr. Eine solche Staatsordnung ist indessen kaum denkbar.

Im Zusammenhang mit den verschiedenen Bestimmungen der Verfassung ist auch zu beachten, dass die Verfassungen theoretisch in zwei Hauptgruppen geteilt werden: in die der geschichtlichen und die der schriftlich festgelegten Verfassungen (*charta*).

Als geschichtliche Verfassungen gelten jene, in denen die Fragen, die in den Rahmen der Verfassung gehören, nicht durch ein einheitliches Grundgesetz geregelt werden, sondern durch die geschichtliche Entwicklung — zum guten Teil durch die folgerichtige Anwendung einer Sitte durch folgerichtige Praxis, zuweilen auch durch Gesetze,

die einzelne Teilfragen betreffen — bedingt sind. Die schriftlich festgelegte Verfassung dagegen schafft eine Rechtsordnung, deren sämtliche wesentliche Satzungen in *einem* grundlegenden Gesetz enthalten sind, und zu deren Änderung es gewöhnlich über die bei der Schaffung einzelner Gesetze nötigen Vorschriften hinausgehender Formalitäten bedarf.

Die ungarische Verfassung ist geschichtlicher Art; sie entstand und erwuchs auf dem Boden der Rechtskontinuität und besass zu jeder Zeit sämtliche Merkmale einer wirklichen Verfassung, da sie über die Regelung der ausübenden staatlichen Obergewalt hinaus auch die Rechte der Nationsmitglieder bestimmte und in dieser oder jener Form, in geringerem oder grösserem Masse, aber dennoch *stets* in einer Weise auch ihren Anteil an der Führung der Staatsgeschäfte gewährleistete. Ohne die Willenskundgebung der Nation durften befriedigende Entscheidungen, die ihr Schicksal berührten, nicht getroffen werden und werden auch in der Zukunft nicht getroffen werden dürfen.

Bereits die Landnahme gegen Ende des 9. Jahrhunderts war eine nationale Angelegenheit im höchsten Sinne des Wortes. Nicht ein Tyrann zog mit einem Heer von eiserner Disziplin aus um das Land im Karpathenbecken zu erobern, sondern eine freie Nation, die einmütig entschlossen war, den Boden ihrer nach der Überlieferung hier ansässigen Ahnen wieder zu erwerben. Die Nation selbst — nicht nur ihr Führer — vollendete die grosse Leistung. Die Gesamtheit der Nation war bewusster Teilhaber an dem Werke der Landnahme; aus dieser Tatsache folgte logisch der Blutsvertrag, der das Erworbene als gemeinsames Gut erklärte und die Institution des Stammesbundes mit dem gewählten Fürsten, der die Einheit der Nation vertritt, dessen Macht jedoch durch die Stammesautonomie sowie durch den bei jeder Entscheidung heranzuziehenden Rat der Stammesführer beschränkt wurde.

Mit Vorliebe wird die staatsrechtliche Entwicklung in Ungarn der in England zur Seite gestellt; *ein* grundlegender Unterschied besteht jedoch zwischen beiden: den Ausgangspunkt der englischen Rechtsentwicklung bildet die Krone, den der ungarischen die Nation. Hierüber belehrt uns auch der Bericht des Chronisten *Anonymus* aus dem Beginn des 13. Jahrhunderts über die Landnahme und den Blutsvertrag.

Gewiss ist *Anonymus* als historische Quelle mit Kritik zu behandeln. Gewiss beruht ein guter Teil dessen, was er berichtet, bloss auf Überlieferung; allein schon die Tatsache, dass diese Überlieferung vorhanden war und lebendig ist, hat hohe Bedeutung. Für die Seele einer Nation ist es in höchstem Masse kennzeichnend, was sie in ihrem Herzen und in ihrem Sinne als Überlieferung hegt und pflegt.

Sicher gelangte bereits in der Tatsache der Landnahme und des Blutsvertrages vor tausend Jahren der leitende Grundsatz zum Ausdruck: „Nichts über uns, ohne uns“. Dieser Grundsatz beherrscht dann als das Prinzip des Selbstbestimmungsrechtes, der Freiheit der Nation den Gang der gesamten nationalen Geschichte des Ungartums. Er kommt in dem Blutsvertrag und dem Stammbaum, in den umsichtigen Massnahmen der weisen Könige ebenso zur Geltung, wie in den Aktionen des Adels gegen die übermässig angewachsene königliche Gewalt der Arpadenzeit, in den Freiheitskämpfen eines Stephan *Bocskay*, Gabriel *Bethlen* und Franz *Rákóczi* II. ebenso, wie in den Erhebungen gegen die Habsburger oder in dem bis aufs äusserste geführten Unabhängigkeitskampf Ludwig *Kossuth's*.

Doch tritt dieser Grundsatz immer wieder auch in dem *Corpus Juris* des Ungartums, in der Gesetzsammlung von neun Jahrhunderten hervor, wie in einem gewaltigen musikalischen Kunstwerk auch immer wieder das Grundthema erklingt.

Bereits der erste Ungarnkönig *Stephan der Heilige*, der 1000—1038 herrschte, bringt in den Ermahnungen an seinen Sohn, den Prinzen *Emerich*, dem ersten schriftlich niedergelegten ungarischen Gesetz bei ausdrücklicher Betonung der königlichen Gewalt doch den im Vorhergehenden wiederholt gekennzeichneten Grundsatz der nationalen Selbstbestimmung klar zum Ausdruck. „Der Rat setzt Könige ein und regiert Länder“ — sagt hier der grosse König und fährt dann fort: „Da jedoch die Beratung zum Nutzen gereicht . . . ist es mein Wunsch, dass dazu nicht . . . mittelmässige Männer . . . sondern die Älteren und Besseren, die Vorgesetzten . . . herangezogen werden mögen“. Der weise König, der doch die Herrschaft vollkommen an sich riss und diese auf der ganzen Linie auch kraftvoll ausübte, empfand dennoch das Bedürfnis, die Nation hinsichtlich ihrer Rechte zu beruhigen. Er betont, dass „der Rat Könige einsetzt“, und dass der König seinen Beratern stets Gehör zu schenken habe.

Auch König *Koloman* (1095—1114) schlägt diesen Weg ein; auch er spricht über die Heranziehung der Besten der Nation, indem er den von dem ersten Ungarnkönig formulierten verfassungsmässigen Gedanken bestätigt, ja „weiterbaut“.

In demselben Geiste erklärt sich *Andreas II.* in seinem Dekret von 1222, das er auf das Drängen des wegen verschiedener Rechtsverletzungen unzufriedenen und sich beschwerenden Adels herausgab. In diesem Dekret heisst es unter anderen: „die von König Stephan dem Heiligen erworbene Freiheit des Adels unseres Landes sowie anderer wurde von einigen Königen bald aus eigenem Jähzorn, bald auf den

falschen Rat böser oder eigennütziger Männer in manchen Teilen... beeinträchtigt, ... weshalb sich der Adel oft... bei unserer Majestät beschwerte... um die Lage des Landes zu verbessern“. „Indem wir nun ihrem Ansuchen in jeder Hinsicht genüge tun wollen, *was wir auch schuldig sind*... verleihen wir sowohl ihnen als auch den anderen Landesbewohnern die Freiheit, die ihnen der heilige König gegeben hatte“.

„Was wir auch schuldig sind“ — auch dies musste der König aussprechen. Man verlangte von ihm, dass er das, was er ausspricht, nicht aus irgend einer fürstlichen Gnade erklärt, sondern weil es seine Pflicht und Schuldigkeit ist. Ja er musste noch weiter gehen: er musste sich bereit erklären schriftlich niederzulegen, dass wenn er oder einer seiner Nachfolger auf dem königlichen Thron sich gegen die gesetzlichen Freiheiten der Nation begehe, „sowohl den Bischöfen als auch anderen Herren und Adeligen des Landes das Recht zustehe uns und den uns folgenden Königen — ohne die Schuld der Untreue — zu widerstehen und zu widersprechen...“

Auch König *Siegmund* muss in seinem Dekret vom Jahre 1405 die altüberlieferten Rechte restlos bestätigen. Übrigens ist er der erste Herrscher, der ausdrücklich anerkennt, dass die in der Form königlicher Dekrete ausgegebenen Gesetze „mit Zustimmung“ der hohen kirchlichen Würdenträger, Barone, Nobiles und Adeligen abgefasst werden. Wie das Gesetz *Siegmund's*, so gewähren die altüberlieferten Rechte auch die Dekrete König *Albrechts* aus dem Jahre 1439 und *Ladislaus' V.* aus 1453. *Ladislaus* spricht es eindeutig aus, „der König habe *einen Eid abzulegen*, dass er Ungarn samt seinen Bewohnern in all jenen Freiheiten... unversehrt erhalten werde, in denen die Vorgänger... Land und Volk bewahrt hatten“.

Beachtenswert ist, dass gerade *Matthias Corvinus*, der doch die zentrale Gewalt höchst wirksam ausübte, 1462 mit einer über jedes Gesetz bis dahin hinausgehenden Klarheit den Satz ausspricht, *der König habe die Geschäfte des Landes mit dem Landtag zu führen*: „Sämtliche Geschäfte, die das Gemeinwohl des Landes betreffen, sind in dem gemeinsamen Rat der ganzen Nation, auf dem Landtag zu beraten und zu erledigen“.

Ich könnte noch über die Dekrete König *Wladislaus' II*, ferner über die der Habsburgerkönige *Ferdinand I*, *Maximilian*, *Ferdinand II*, *Leopold I*, *Franz* und *Ferdinand V.* sprechen, über die Gesetzartikel aus den Jahren 1492, 1559, 1566, 1645, 1637, 1827 und 1848, doch würde dies über den Rahmen meines Vortrages hinausgehen; daher sei hier das Dekret *Leopolds II.* aus dem Jahre 1790 angeführt, das in dem zehnten Artikel die Unabhängigkeit und die verfassungsmässigen

Freiheiten des Landes mit einer Klarheit zusichert, die jeden Zweifel ausschliesst. „Ungarn — heisst es in dem Gesetzartikel — ist ein freies, die ganze gesetzmässige Art seiner Regierung betreffend... unabhängiges Land...“, das nach eigenen Gesetzen und Sitten, nicht aber nach der Art anderer Provinzen zu verwalten und zu regieren ist“. Der Gesetzartikel XII aber fügt hinzu: „*die Macht Gesetze zu schaffen, ausser Geltung zu setzen und zu deuten kommt in Ungarn und in den angegliederten Teilen dem gesetzmässig gekrönten Herrscher und den zum Landtag gesetzmässig versammelten Ständen gemeinsam zu und kann ausser ihnen nicht ausgeübt werden*“. Diese Bestimmungen im Dekret Leopolds II. bildeten auch die festesten Grundlagen und Stützen jenes grossen verfassungsrechtlichen Kampfes, den Franz Deák in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts mit Österreich, namentlich mit den Ratgebern des jungen Kaisers Franz Joseph so erfolgreich geführt hatte.

Ich fahre nicht fort mit der Anführung von Gesetzen, haben wir doch flüchtig bereits die Entwicklung von mehr als achthundert Jahren überblickt. Dennoch mögen einige erläuternde Bemerkungen zu dem bereits Gesagten hinzugefügt werden.

Betrachten wir das bisher Angeführte, so glaube ich feststellen zu dürfen, dass der Grundton in sämtlichen Bestimmungen gleich ist. Aus fürstlichen Erklärungen, Protesten, Krönungsbriefen, königlichen Dekreten und Gesetzartikeln klingt uns Jahrhunderte hindurch der gleiche Ton entgegen. Der Ton ist gleich: *wir halten fest an unseren ererbten Rechten und Freiheiten, daran, dass man uns bei jeder Entscheidung Gehör schenke, dass stets der Wille der Nation geschehe*. Nur die Instrumentierung ist verschieden — manchmal ein Abkommen, eine feierliche Erklärung, dann ein Versprechen, ein stürmischer Protest, eine würdevolle Ermahnung oder Vereinbarung, so wie es Zeit, Umstände, Not und Menschen, die Energie und Kraftlosigkeit von Herrschern mit sich brachte. Die Seele blieb dieselbe, die das Ungartum aus der Urheimat als heiliges Erbe bewahrte, als es den Blutsvertrag schloss.

*Wir wissen, dass uns diese Seele eine erhaltende Kraft war; doch wissen wir auch, dass die Art, in der sie sich kundgab und entfaltete, oft auch zum Nachteil der nationalen Gemeinschaft gereichte.*

*Die übermässige Freiheit des Einzelnen wirkt auf die Gemeinschaft zersetzend und wenn es — namentlich in schwierigen Zeiten — keine zentrale Gewalt gab, die der nachteiligen Wirkung dieser Übergriffe entgegengetreten wäre, so musste dafür die Nation — oft aufs bitterste — leiden. Die ungarischen Könige aber vertraten nicht immer diese regulative, ausgleichende zentrale Gewalt.*

Der König, der sein Recht von der Nation erhielt, der diese vertrat und in dem die Nation sich selbst verkörpert und zusammengefasst sah, wurde von der nationalen Gemeinschaft stets mit Verehrung umgeben. Hierüber belehrt uns die ungarische Geschichte. Wir finden auch kaum ein Gesetz, das die Aufgabe hatte, den Herrscher gegen Herabsetzung oder Angriffe zu beschützen. Mochte er kräftig oder schwach gewesen sein, stets blieb er dem Ungarn der König. Denn das Ungartum liebte die Freiheit und hielt an seinen Rechten fest, doch verehrte es immer das erwählte Haupt. Wenn aber der König schwach war, wenn es an einer Kraft fehlte, die die gesamte Nation zusammenhielt, wenn Einfluss und Macht einzelner führender Männer übermässig zunahm und keine folgerichtige, sichere Leitung da war, so musste dies die Nation vergelten.

Bereits nach dem Tode des landnehmenden Fürsten *Árpád* setzte in der nationalen Einheit eine Lockerung ein; die einzelnen Stammesführer und Häuptlinge erwarben sich in Wirklichkeit immer mehr Unabhängigkeit, beeinträchtigten die bewaffnete Macht der Nation durch selbständige Unternehmungen und stellten ihr immer neue Feinde entgegen. Die Nation lief Gefahr aufgerieben zu werden.

Wohl sah dies der letzte Ungarnfürst *Gejza* und begann zielbewusst die harte Arbeit zur Zusammenfassung der nationalen Kräfte, die dann von seinem Sohn, dem Staatsgründer Stephan dem Heiligen vollendet wurde. Dieser nahm das Christentum auf und bekehrte auch seine Nation; dadurch gliederte er das Ungartum der abendländischen Kulturgemeinschaft ein. Durch die Schaffung einer alles umfassenden königlichen Gewalt baute er das Land zu einem Staate in abendländischem Sinne aus. Das Übergewicht hatte die Zentralgewalt. Die Ausübung der staatlichen Souveränität riss der König in jeder Beziehung an sich; eigentlich lag auch die gesetzgebende Macht in seiner Hand, indem er die Gesetze als königliche Dekrete herausgab. Hiebei zog er nur das Urteil der an seinem Hofe versammelten führenden Männer heran; diese bildeten den vom König ausgebauten, der Anzahl der Mitglieder nach engen königlichen Senat, der zum Kern der Landtage wurde, seiner Zusammensetzung nach jedoch mehr als Urbild des Magnatenhauses gelten darf.

Die Lage nahm somit eine entscheidende Wendung. Während zur Zeit der Fürsten die Souveränität von der nationalen Versammlung selbst ausgeübt wird, geht diese nun an den König, als den Inhaber der Zentralgewalt über. Ihm stehen die Besten der Nation bloss als Begutachter und Berater zur Seite. Doch muss hervorgehoben werden, was aus dem Dekret Stephan des Heiligen hervorgeht, dass es selbst

dieser, der die Zentralgewalt am wirksamsten ausbaute, für unerlässlich hielt, die Nation selbst an der Führung ihres Schicksals zu beteiligen, den Grundsatz „nichts über uns, ohne uns“ wenigstens durch den königlichen Senat zur Geltung zu bringen.

Es ist nur natürlich, dass dieser Zustand — wenn er von dem energischen Herrscher auch aufrecht erhalten werden konnte — bei den an Freiheit und weitgehende, verfassungsmässige Rechte gewohnten Schichten der Nation keinen Beifall fand; gewiss fügten sie sich in die neue Ordnung, in den Ausbau des Königtums und passten sich diesem sogar an, doch nahm nach König Stephan die Unzufriedenheit wegen Beeinträchtigung der Freiheitsrechte der Nation unter den späteren Arpaden — wie dies auch aus den angeführten Abschnitten der Gesetze zu entnehmen war, — immer mehr zu; nunmehr war es unmöglich, die Willenskundgebung breiterer Schichten der Nation ausser Acht zu lassen: es mussten Landtage abgehalten werden, auf denen die zeitgemässen Beschwerden und Wünsche verhandelt, auch Beschlüsse gefasst wurden, wenn man auch keine formellen Rechtssatzungen und Gesetze schuf.

Die Gesetze hatten auch in dieser Zeit die Form eines königlichen Dekrets, neben dem als lebendige Rechtsquelle die Sitte galt.

Im Laufe des 12. Jahrhunderts nehmen die Schwierigkeiten immer mehr zu; die königliche Gewalt gerät eben infolge ihrer Übergriffe in Verfall, die Unzufriedenheit greift stets um sich, immer lauter wird von den freien Landesbewohnern die Zusicherung der in dem alten Brauchrecht wurzelnden Freiheiten gefordert; in der Tat gelingt es von König Andreas auf dem Landtag vom Jahre 1222 die sogenannte *Goldene Bulle* zu erzwingen, deren bedeutendere Bestimmungen ich bereits angeführt habe; sie setzen einerseits der königlichen Gewalt Schranken, anderseits gewährleiten sie die Freiheitsrechte der freien Landesbewohner.

Ausser den bereits angeführten Abschnitten der „*Goldenen Bulle*“ sei hier bloss auf den Satz hingewiesen, in dem „sämtlichen Adeligen, die solchen Willens sind . . . das Recht verliehen wird . . . sich jährlich in Székesfehérvár (Stuhlweissenburg) zu versammeln“. *Es ist dies das erste schriftlich niedergelegte Gesetz, das sämtlichen Adeligen des Landes die Möglichkeit gab, sich zeitweise zu Beratungen, zum Vorbringen ihrer Beschwerden zu versammeln.* Bei solchen Versammlungen kamen neben konkreten Beschwerden gewiss auch Wünsche und Forderungen zum Ausdruck; Gedanken wurden erwogen, die zur Rechtschaffung geeignet waren und dann als königliche Entschlüsse in der Form von Dekreten zu Gesetzen heranreiften.

Dieser Zustand entwickelt sich dann allmählich weiter, bis in den Gesetzen Siegmund's vom Jahre 1397 bereits klar ausgesprochen wird, dass *der König die Gesetze auf Grund von Landtagsbeschlüssen herausgebe*. Wohl erscheinen die Gesetze Siegmunds sowie auch die seiner Nachfolger — bis zur Aufhebung der ständischen Verfassung im Jahre 1848 — in der Form von königlichen Dekreten, doch schreitet die verfassungsmässige Praxis bereits seit König Albrecht, seit 1439 wieder in der Richtung der nationalen Willenskundgebung fort; seit dieser Zeit werden *die von dem Landtag geschaffenen Gesetzartikel durch den König genehmigt und bestätigt*; sie erhalten eine Sanktion, was im Wesentlichen auch mit der Form unserer modernen Gesetze übereinstimmt.

Seit der Aufhebung des ständischen Landtages und der Einführung der Volksvertretung im Jahre 1848 trat dann insoferne eine Änderung ein, als nun unsere Gesetze auch ihrer Form nach nicht mehr königliche Dekrete, *sondern von dem Landtag geschaffene und durch den König sanktionierte Gesetzartikel sind*.



Es wäre wohl lohnend, hier auch die Ausbildung des Zweikammersystems im ungarischen Landtag, die Lehre von der Heiligen Krone, die Stellung des Königs sowie andere Probleme der ungarischen Verfassung kurz zu beleuchten, doch würde dies den von mir gezeichneten Rahmen des Vortrags sprengen. Denn wie ich bereits einleitend betont hatte, war es nicht meine Absicht, Teilfragen der ungarischen Verfassung zu erörtern, sondern ihren Geist zu kennzeichnen, der sich in den breiten Schichten der Nation weniger in dem Festhalten an einzelnen verfassungsmässigen Institutionen, als vielmehr in sorgsam gehegten, wenigstens im Unterbewusstsein stets verborgenen Freiheitsbestrebungen kundgibt. Dies ist es, was in der Seele der Massen lebt und daher auch nicht zu vertilgen ist.

Dies erklärt zum Teil auch, dass sich die ungarische Verfassung nicht in starren, unwandelbaren Formen versteinerte, sondern stets ein lebendiger, wandlungsfähiger Organismus blieb, der sich den jeweiligen Verhältnissen anzupassen wusste.

Daher glaube ich auch nicht, dass aus meinen Ausführungen auch nur einer der verehrten Hörer den Eindruck gewonnen hätte, in Ungarn habe sich Jahrhunderte hindurch eine unwandelbare, starre Verfassungsordnung ausgebildet und durchgesetzt; vielmehr darf ich hoffen, dass das von mir knapp umrissene Bild den Eindruck einer lebendigen dramatischen Handlung erweckt, die erfüllt ist von

Kämpfen, Anstrengungen, Leiden, zuweilen auch Irrungen, in der schliesslich aber stets eine ausgleichende, regulierende Weisheit waltet.

Diese Nation verstand es, an dem Überlieferten festzuhalten, zugleich aber auch das Neue zu ergreifen. Sie wurde nicht alt, besass sie doch die Fähigkeit neue Ideen aufzunehmen und diese durch die Wurzelfasern in ihren Blutkreislauf, ins innerste Wesen einzuarbeiten.

Ich verweise hier nur auf die abendländische Kultur, die sich das Ungartum völlig aneignete, ja für die es bald unter vollem Einsatz seiner Kräfte opferwillig kämpfte; sodann verweise ich auf die verfassungsmässige Staatsordnung der christlich-abendländischen Staaten, die es in mancher Hinsicht gleichfalls übernahm ohne dabei den eigenen Überlieferungen untreu zu werden. Auch der Parlamentarismus sei genannt, der im Jahre 1848 in die alte verfassungsmässige Ordnung eingegliedert wurde und der gleich vom Anfang an eine Entwicklung und Entfaltung nahm, als wäre er dem Ungartum stets vertraut gewesen. Gewiss gab die ständische Verfassung einen festen Unterbau. Auch muss betont werden, dass der ungarische Parlamentarismus niemals eine sklavische Nachahmung des in den westlichen Demokratien herrschenden Systems war. Stets enthielt er etwas auch von der alten ständischen Verfassung und praktisch brachte er auch den autoritären Grundsatz zur Geltung.

Das Ungartum erwies sich als empfänglich. Was es anderwärts an wertvollen und brauchbaren Bildungsgütern erblickte, eignete es sich an und besass stets die Fähigkeit sich den Verhältnissen anzupassen. Es wusste Denkart und Sitten seiner Umwelt aufzunehmen, den Forderungen der Zeit zu entsprechen und dem Gebot der nationalen Existenz Folge zu leisten.

Ich darf darauf hinweisen, dass die ungarische Verfassungspraxis zuletzt auch in den Jahren 1931 und 1939 eine weitgehende Anpassungsfähigkeit bezeugte. Als es 1931 in ganz Europa — und somit auch in Ungarn — zu einer wirtschaftlichen und finanziellen Krise kam und sich die Notwendigkeit ergab gegebenenfalls möglichst rasch auch Regierungsmassnahmen zu treffen, die sonst dem Rechtsbereich der Gesetzgebung angehörten, schuf der Landtag unverzüglich ein Gesetz, das die Regierung ermächtigte zur Wahrung der Ordnung des Wirtschaftslebens und des Kreditwesens sowie zur Sicherung der Kontinuität der Erzeugung auch solche Fragen auf dem Wege von Verordnungen zu regeln, für die eigentlich die Gesetzgebung zuständig gewesen wäre; der Regierung wurde bloss die Verpflichtung auferlegt, über die geplanten Verordnungen einem hiezu bestimmten Ausschuss der beiden Kammern des Parlamentes — möglichst vor der Herausgabe, im Not-

fall aber bloss nachträglich — Bericht zu erstatten. Noch weiter ging die Gesetzgebung im Jahre 1939, als sie die Regierung im Wehrgesetz ermächtigte im Interesse der Landesverteidigung schon bei drohendem Kriege Massregeln verschiedenster Art durch Verordnungen zu treffen; auch hier wurde bloss die Berichterstattung an einen Parlamentsausschuss vorgeschrieben. Tatsächlich machte die Regierung von der ihr verliehenen Ermächtigung weitgehend Gebrauch; im Laufe von zehn Jahren kam es aber niemals vor, dass der Landtag der Herausgabe von Verordnungen Hindernisse in den Weg stellte oder ihre Durchführung erschwert hätte.

Ein besseres Zeugnis könnte über den anpassungsfähigen Geist der ungarischen Verfassung wohl kaum ausgestellt werden. Es sei dem nur hinzugefügt, dass sich auch in der Richtung Bestrebungen zeigen, bei der Regelung einzelner Fragen durch die Gesetzgebung nur die leitenden Gesichtspunkte in sogenannten Rahmengesetzen herausarbeiten zu lassen, die Einzelheiten sowie die Durchführung aber der Regierung anzuvertrauen.

Ich bin am Ende meiner Ausführungen. Nach dem Erörterten darf wohl gesagt werden: die Geschichte spricht, belehrt, lenkt und gebietet. Auch in unseren Tagen. Wir konnten lange Jahrhunderte hindurch den stets sich erneuernden Kampf von Freiheit und Ordnung, von politischer Betätigung der Öffentlichkeit und zentraler Macht betrachten. Bestand zwischen diesen Kräften ein gesundes Gleichgewicht, so war das Ungartum stark. Leider schwankte manchmal das Gleichgewicht: die Freiheit des Einzelnen war gerade in jenen Zeiten ausserordentlich gross, die zentrale Macht aber besonders gering, in denen das Ungartum der grössten Kraft und der zuchtvollsten Einheit bedurfte. Hieraus ergab sich für das Land manchmal eine recht gefährliche Lage.

Dennoch blieb das Ungartum bestehen, weil es die Fähigkeit besass sich zu erneuern. Es ging nicht unter, da es stets jugendliche Empfänglichkeit bekundete. Die überzeitlichen nationalen Werte haben wir bewahrt und wollen sie auch für die Zukunft bewahren; doch verschliessen wir auch den jeweiligen Forderungen *des Tages* gegenüber keineswegs Augen und Ohren.

Die ungarische Verfassung wurzelt nicht bloss in der Geschichte; sie ist auch elastisch und mit der Fähigkeit begabt, dem Gebot der Zeit zu folgen. Gerade dies ermöglicht ihre Entwicklung ohne gewaltsame Erschütterungen sowie die unversehrte Bewahrung der nationalen Kräfte. Alles in allem bildet auch sie ein festes Fundament der verheissungsvollen Zukunft der Nation.

# DER HISTORISCHE BAUERNROMAN IM HEUTIGEN DEUTSCHEN SCHRIFTTUM

VON OTTO A. SCHMIDT

In einem früheren Hefte dieser Zeitschrift hat ein Ungar\* das ausgesprochen, was auch jeder Deutsche schon feststellen konnte, der sich mit diesen Fragen beschäftigte: Die deutsche Dichtung der Gegenwart ist in Ungarn, wie überhaupt im Ausland, fast ganz unbekannt. Vor der Machtübernahme war auch Deutschland in das Netz eingespant, das Juden und Geistesverwandte über die Welt gezogen hatten, die Spitzen der damaligen Literatur wurden zu Berühmtheiten gemacht, jedes neue Werk wurde sofort von der Presse begrüsst und bald in andere Sprachen übersetzt. Damals waren die Schriftsteller, die in Deutschland zwar nicht die besten, wohl aber die bekanntesten waren, auch in Ungarn berühmt und gelesen.

Als sich 1933 herausstellte, dass sie alle kein Publikum hinter sich haben, dass sie Artisten, aber keine Propheten sind, änderte sich die Lage von einem Tag zum andern. Das Ausland jedoch machte diese Wendung nicht mit; man glaubte den Emigranten auch weiterhin, man las und übersetzte sie auch in einer Zeit noch, als der siegreiche Vormarsch des deutschen Heeres auf allen Fronten schon so viele Emigrantenlügen entlarvt hatte.

In Deutschland gestaltete sich die Lage folgendermassen: Die Grössen der damaligen Literatur wanderten aus und behaupteten, den geistigen Besitz des deutschen Volkes ins Ausland zu retten, und erwarteten, dass in Deutschland selbst eine gähnende Leere zurückbleiben würde. Doch das Gegenteil trat ein. Nach Abzug der vielen Schreier und Scheingrössen war endlich Raum für die wirklich Bedeutenden, es entstand nirgends eine Lücke. Ja, mit dem Gefühl tiefster Beglückung erlebte jeder Deutsche immer aufs neue, dass wir heute wieder eine Blütezeit deutscher Dichtung erleben. Umso bedauerlicher ist es, dass auch die ausländischen Freunde Deutschlands so wenig davon berührt werden. Hier liegt eine Schwierigkeit: So verschieden die Dichter der Gegenwart auch sein mögen, und die Gegensätze

\* Johann Kovács: Deutsche Dichtung — ungarisches Publikum. *Ungarn*, 1941. S. 97.

sind mitunter gross, wie auch nichts anders möglich ist, so haben sie doch alle eines gemeinsam: sie sind *deutsch* nicht nur der Sprache nach, in ihren Werken lebt deutsches Schicksal und Wesen. Wenn sie das für Deutsche umso wertvoller macht, so erschwert doch gerade das dem Ausländer den Zugang. Die Emigranteliteratur, aus dem Intellekt geboren, ohne Tiefe und Verpflichtung, fand in jedem Volk geistesverwandte Vertreter derselben Strömung, aber sie war dafür international und nicht deutsch.

Das deutsche Schrifttum der Gegenwart ruht auf besonderen Voraussetzungen des deutschen Schicksals und der deutschen Geschichte und nicht zuletzt auch darauf, dass alles vom Standpunkt des deutschen Volkes aus betrachtet wird.

Im folgenden sei versucht, diese Voraussetzungen für die Gruppe der historischen Bauernromane zusammenzustellen.

Unter den zahlreichen Bauernromanen des heutigen deutschen Schrifttums nehmen die eine Sonderstellung ein, die ihre Handlung in die Vergangenheit verlegen. Während die modernen Bauernromane am Sonderfall des Bauerseins echtes, wahres Leben schlechthin darstellen, erlebt man bei den historischen Bauernromanen Bauernschicksal als Volksschicksal, deutsche Geschichte im Spiegel bäuerlichen Wesens.

Die Germanen sind seit Urzeiten, solange wir überhaupt Kenntnis von ihnen haben, ein Bauernvolk, das nur gezwungen und in höchster Not sein Land verlässt und sich auf die Wanderung begibt. In geschichtlicher Zeit, lange bevor sie Christen wurden, und mit der römischen Kultur in Berührung kamen, hatten die Germanen eine festgefügte Lebens- und Wirtschaftsordnung auf bäuerlicher Grundlage geschaffen. Diese Ordnung bestand in einzelnen Gegenden Deutschlands als Ganzes bis in die Zeiten der Reformation, lebte an manchen Stellen des Reiches wenigstens in ihren Grundlagen bis in die Gegenwart und ist in ihren Hauptpunkten durch das Reichserbhofgesetz von 1933 wieder für das gesamte deutsche Bauerntum verbindlich geworden.

Diese Wirtschaftsordnung der germanischen freien Bauern war genossenschaftlich. Die Wirtschaftseinheit war die Dorfgemeinschaft, die aus den Angehörigen einer Sippe bestand. Das Land, das zu einem Dorf gehörte, war aufgeteilt in den gemeinsamen Besitz an Wasser, Wald und Weide, die sogenannte Allmende, und in die Einzelbesitztümer, jedes in der Grösse einer Ackernahrung, d. h. so gross, dass eine Familie davon leben kann. Das Land wurde nach den Gesetzen der Dreifelderwirtschaft bestellt: Ein Drittel des Landes blieb unbestellt und diente als Weide, ein Drittel trug Sommerfrucht, ein Drittel Winterfrucht; nach Ablauf eines Jahres wurde gewechselt, sodass jedes

Feld zwei Jahre hindurch Ernte brachte und ein Jahr ruhen durfte. Da das gesamte vom Dorf bearbeitete Land so eingeteilt wurde, mussten alle Feldarbeiten gleichzeitig begonnen und beendet werden, es war kein Raum für Sonderwünsche (Flurzwang). Der Hof gehörte nicht dem einzelnen Bauern, der ihn gerade bewirtschaftete, sondern er war Eigentum des Geschlechts; der Besitzer musste ihn ungeteilt einem Sohn weitervererben. Nach germanischem Recht war der Hof unteilbar und unveräusserlich; der Boden war kein Handels- oder Schacherobjekt. Die Jungen, die im Dorf keinen Platz mehr fanden, mussten Neuland roden, oder, wenn das nicht möglich war, auswandern, wie dies z. B. *Ponten* noch von einem wolgadeutschen Bauerndorf erzählt.

Alle Angelegenheiten der Gemeinschaft wurden von den freien Bauern gemeinsam beraten und beschlossen. In den Händen dieser Versammlung lag auch die Rechtsprechung. Verfolgt wurden aber nur Vergehen gegen die Gemeinschaft, private Streitigkeiten mussten die Beteiligten untereinander ausmachen. Das war umso leichter möglich, als der einzelne einen Rechtsschutz von der Sippe erhielt, der er angehörte. Die ganze Sippe stand für jedes ihrer Mitglieder ein, hatte aber andererseits auch das Recht, unwürdige Sippengenossen auszustossen und ihnen so den Rechtsschutz zu versagen.

Diese Ordnung hat Jahrhunderte hindurch gegolten und den Fortbestand des Bauerntums auch in schwierigen Zeiten ermöglicht. Wir wissen nicht, ob diese Ordnung einmal aus sich heraus hätte untergehen müssen, oder ob sie sich anderen Verhältnissen hätte anpassen können. Sie wurde jedenfalls in ihren Grundfesten erschüttert und zerstört durch die Kirche und das Römische Recht, das die Kirche mitbrachte. Der Kampf richtete sich vor allem gegen die Unteilbarkeit des Besitzes. Im Laufe der Zeit gelang es der Kirche, die alte schon indogermanische Sitte des Totenopfers abzulösen, sodass zum Seelenheile des Verstorbenen ein Teil seines Besitzes dem Erbgang entzogen und der Kirche vermacht wurde; so mussten die Güter immer kleiner werden. Man konnte auch seinen ganzen Hof der Kirche vermachen und bekam ihn als Lehen zurück. Das geschah „um Gott zu dienen und sich selbst frei zu kaufen“ (*Lex Alamannorum*). Wenn die Erben den Hof ebenfalls übernehmen wollten, mussten sie sich von neuem darum bewerben. Nachdem diese Breschen in eine wohlgefügte Ordnung geschlagen waren, konnte es nicht lange dauern, bis auch andere Mächte sich diese Sachlage zunutze machten. Nun übernahmen auch Landesherren immer öfter Bauerngüter und ganze Dörfer oder belegten sie mit immer wachsenden Abgaben und Dienstverpflichtungen. Immer grösser wurde die Zahl derer, die aus der Freiheit in die Abhängigkeit,

in den Sklavenstand gedrängt wurden. „Servi“ hiessen sie in den zeitgenössischen Texten.

Die Geschichte des deutschen Bauerntums ist bis 1933 der immer erneute Versuch, die Folgen dieser unheilvollen Entwicklung abzuwenden und die ursprüngliche Freiheit zurückzugewinnen. Das heutige deutsche Schrifttum verfügt über eine Reihe von geschichtlichen Romanen, die zu den besten ihrer Gattung gehören, und die uns die Leiden des Bauerntums eindringlich vorführen.

Adolf Bartels: *Die Dithmarscher* (Hamburg, 1928). In Dithmarschen, einer kleinen Landschaft an der Nordseeküste, nördlich der Elbe, hatte sich die germanische Bauernfreiheit bis in die Zeiten der Reformation gehalten und es ist kein Zeichen der Schwäche, wenn die Dithmarscher ihre Freiheit auch in zwei Vernichtungsschlachten gegen einen militärisch überlegenen Gegner verteidigen konnten. Im Februar 1500 haben diese Bauern den Dänenkönig mit seiner Schwarzen Garde, einer berüchtigten Landsknechtshorde und dem Ritterheer so getroffen, dass sich die dänische Macht nie mehr ganz davon erholt hat. In die Zeit dieses Kampfes führt uns der Roman von Adolf Bartels, der selbst Dithmarscher ist. Bartels verfolgt die Geschichte seiner Heimat in jenem entscheidenden Jahrhundert vom glanz- und ruhmvollen Sieg bis zur endgültigen Niederlage. Denn kaum ist der äussere Feind überwunden, so droht eine neue Gefahr. Das Eindringen der Reformation gefährdet die innere Einheit des immer bedrohten Landes und nur schwer entscheiden sich die Dithmarscher schliesslich für die neue Lehre. Die neue Geistlichkeit hatte kein Verständnis für die altererbte Verfassung, überschätzte einige Misstände und hob die Geschlechterverfassung auf. Der Organismus des Staates zerbröckelte, es fehlte an Führern und das Gemeinwesen konnte dem letzten Ansturm des Dänenkönigs nicht widerstehen.

Aber nicht wegen der Schicksale eines kleinen, tapferen Volkes steht dieses Buch am Anfang dieser Betrachtung, sondern wegen des Kulturbildes, das Bartels entwirft. Wie in altgermanischer Zeit lebt der einzelne nur innerhalb seiner Sippe, eine vom Volk gewählte Regierung leitet den Staat, aber in schweren Zeiten entscheidet die Volksversammlung, an der alle Freien teilnehmen, über die zu ergreifenden Massnahmen. Auch die typisch germanische Rechtspflege auf der Grundlage der Sippschaftsverfassung lässt Bartels vor unseren Augen lebendig werden, sodass wir die Einrichtungen wirklich in Tätigkeit sehen, auf die in anderen Bauernromanen immer nur zurückgeblickt wird.

W. Schreckenbach: *Die Stedinger*. Längst vor den Dithmarschern war ein anderes freies Bauernvolk seinem Gegner, diesmal dem Erzbischof von Bremen erlegen. Die Geschichte der Stedinger am Unterlauf der Weser ist eines der dunkelsten Kapitel im Buche der deutschen Geschichte. Gegen geringe, vertraglich genau abgegrenzte Abgaben war einst das Moorland am Unterlauf der Weser an freie Bauern zur Urbarmachung übergeben worden. Es sollte ihr freier, erblicher Besitz sein. Ihre entsagungsvolle Arbeit trug schliesslich ihre Früchte und widerrechtlich versuchte der Erzbischof die Abgaben zu erhöhen. Die Bauern verteidigten ihre Freiheit. Nach mehreren Siegen unterlagen sie der Übermacht: Der Erzbischof predigte den Kreuzzug gegen sie und erreichte, dass sie vom Papst in den Bann und vom Kaiser in die Acht getan wurden. Sie unterlagen in einem ungleichen Kampf. Aber was ihren Untergang der Geschichte überliefert, ist der Opfermut eines kleinen Volkes, das sich für seine Freiheit hinschlachten lässt und den Wahlspruch wahr macht „Lieber tot, als Sklave“.

Schreckenbachs Roman ist ein Volksbuch. Ohne besondere Technik der Erzählung, ohne Psychologie, ohne stilistische Kunststücke, aber klar, einfach, eindrucksvoll, ohne Tendenz erzählt, hat das Buch einen grossen und verdienten Erfolg davongetragen (über 70 tausend Stück wurden verkauft). Eindrucksvoll stehen die Gegner einander gegenüber. Die Stedinger unter ihren neu gewählten Deichgrafen und den Geistlichen ihres Stammes; auf der Gegenseite der Erzbischof mit seinen Beratern. Er fühlt sich ebenso im Recht wie die Bauern, denn er stützt sich auf das Recht, nach dem der Staat urteilt, das Römische Recht, das die Bauern ablehnen. Geschickt vermeidet der Verfasser alle Tendenz, indem er klar die rein persönlichen Beweggründe des Erzbischofs hervorhebt und zeigt, wie der Erzbischof einen letzten Versuch des Papstes, das Blutvergiessen zu vermeiden, hintertreibt.

Als im Laufe des Mittelalters die kaiserliche Macht immer mehr abnahm, die der zahlreichen Landesfürsten aber immer mehr stieg, als Kriege und Fehdezüge die Rechtsunsicherheit immer mehr erhöhten, erwachten im Westen des Reiches germanische Überlieferungen in den Femgerichten. Ihre Träger waren freie Bauern, die das alte Recht noch kannten. Ihre Urteile waren streng und gerecht, sie wurden sofort vollstreckt. *Möser, Goethe, Kleist* und *Immermann* kennen die Feme; *Herrmann Löns* weiss von ihr noch aus lebendiger Überlieferung.

In diesen Zeiten spielt einer der kraftvollsten Romane der Gegenwart, der *Femhof* von *Josefa Berens-Totenohl*.

In der Notwehr hat ein Bauernsohn seinen Gegner getötet, zur Sühne verlässt er seine Heimat und kommt als Knecht auf den Wulfs-

hof. Er kommt in dem Augenblick, wo er die einzige Erbin des Wulfs- hofes aus Lebensgefahr retten kann. Der Wulfsbauer kann die Liebe seiner einzigen Tochter zu ihrem Lebensretter nicht verhindern, wohl aber will er eine Heirat unmöglich machen. Mit unheimlicher Entschlossenheit verklagt er den Knecht bei der Feme als Mörder, erreicht ein Todesurteil und vollstreckt es selbst — aber zu spät, Magdene trägt ein Kind unter ihrem Herzen. Diese Handlung wird in *Frau Magdene* fortgeführt. In den Schrecken der Pestzeit kämpft Magdene mit übermenschlicher Kraft für ihren Sohn gegen Schicksale, die mit antiker Wucht über sie hereinbrechen. In düsterer, strenger Landschaft leben Menschen wie aus ferner Vorzeit unter ewigen Gesetzen, die weder Schuld noch Sühne, weder Reue noch Erlösung kennen.

Vor der Reformation war die Lage der Bauern immer schwieriger geworden; die Ansprüche der geistlichen und weltlichen Herren waren gestiegen, die Abgaben wurden immer höher und mehr, Misstände im politischen und kirchlichen Leben wurden immer offensichtlicher, so dass der Ruf nach tiefgreifenden Reformen in allen Kreisen des Volkes nicht verstummen wollte. Der teilweise Übergang von der Natural- zur Geldwirtschaft trug ebenfalls zur Beunruhigung des Bauerntums bei, das auch zahlenmässig im Verhältnis zur nutzbaren Bodenfläche zu gross war. Soziale Unruhen erfüllten ganz Europa und besonders die Hussitenkriege, in denen Bauern und Ritterheere siegten, erregten die Gemüter in ganz Deutschland. Überall brachen kleinere Aufstände der Bauern aus, aber fast immer wurden sie blutig niedergeschlagen. Nur die grösste derartige Erhebung ist in das allgemeine Geschichtsbewusstsein eingegangen, nicht zuletzt wegen ihrer Verknüpfung mit *Luther* und der Reformation.

Die Bauernkriege 1524/25 erstreckten sich über ganz Süddeutschland. In ihren Forderungen beriefen sich die Bauern zwar auf das Evangelium, der Sache nach aber wollten sie in ziemlich massvoller Weise ihre alten Rechte zurückhaben. Da diese Forderungen friedlich nicht bewilligt wurden, begann ein wahrer Volksaufstand, der mit rasender Schnelligkeit um sich griff. In ihrer Wut gingen die Bauern jedoch zu weit, liessen sich zu Grausamkeiten hinreissen und der Aufstand brach ebenso schnell zusammen, als die Bauern untereinander uneinig wurden. Nun rächten sich die Ritter furchtbar; ein starker Aderlass hatte das Bauerntum geschwächt, die Stellung der Herren war stärker als zuvor, und auch die tiefsten Sehnsüchte dieser Zeit, das „Reich“ und die „Kirche“ blieben Träume.

Ein Führer der Bauern ist *Engel Hiltensperger* in dem gleichnamigen Roman des schwäbischen Dichters *Georg Schmückle*.

Hiltensperger ist ein Bauernsohn; er verlässt den Dienst des Fürst-  
abtes von Kempten und führt zunächst die Bauern seines Dorfes im  
Kampf um ihr Recht. Er scheitert, weil seine Bauern den Mut verlieren  
und ihn im Stich lassen. Aber Hiltensperger wächst über diese kleine  
Aufgabe hinaus zum Kämpfer für Freiheit und Einheit des ganzen  
Reiches. Er scheitert auch hier, er ist zu gross für seine Zeit, ein Füh-  
rer ohne Gefolgschaft. Das Volk, in Angst und Aberglauben befangen,  
versteht ihn nicht. An Zwietracht und Verrat geht er zugrunde.

Der Roman ist sehr gut erzählt, er birgt eine Fülle lebensvoller  
Gestalten und bietet ein Bild der ganzen Zeit und ihres Lebens.  
Hiltensperger kommt mit *Sickingen*, *Hutten* und *Florian Geyer* zusam-  
men, er arbeitet an der Peterskirche mit und kommt in den Vatikan, er  
spricht mit *Michelangelo* und *Bramante*. Wir sehen Bauern, Lands-  
knechte, Geistliche, Diplomaten, Fürsten, den Papst. Der Roman ist  
reich an Überraschungen und spannungsreichen Szenen, denen man  
den Dramatiker öfters anmerkt.

Schmückle ordnet den Bauernkrieg in die deutsche Geschichte ein,  
er sieht in ihm u. a. einen Versuch, die Einheit des Reiches zu schaffen.  
Eine andere Seite des Bauernkrieges, nämlich die rein menschliche,  
sieht Anton *Gabele* in seinem kleinen Roman *Der arme Mann*. Das ist  
eine dichterisch-eindringliche Geschichte von den Leiden des „armen  
Mannes“, eben des gequälten Bauern. Er gibt keine geschichtliche  
Wirklichkeit, sondern seelische. Sehr deutlich wird die Gefühlsgrund-  
lage des Bauernkrieges, die auflodernde Begeisterung zu Beginn, die  
Ernüchterung, das planlose Auseinanderlaufen am Ende.

Immer wenn die Lage der Bauern unerträglich wurde, haben sie  
Erleichterung in der Fremde gesucht, sie wanderten aus. So sind  
deutsche Bauern über die ganze Welt zerstreut worden. Sie kamen nie  
als Eindringlinge oder nur geduldete Gäste, sondern auf besonderen  
Wunsch der Landesherren, sie wurden mit grossen Versprechungen  
geworben und zum Dank für ihre Arbeit fast stets mit besonderen Pri-  
vilegien ausgestattet. Auch nach Ungarn wurden zahlreiche Bauern-  
familien umgesiedelt.

Die Vorgeschichte einer solchen Umsiedlung erzählt der Banater  
Dichter *Karl von Möller* in seinen *Salpeterern*.

Die Salpeterer sind aufständische Bauern, die zu dem Stift St. Bla-  
sien gehören; sie nennen sich nach ihrem ersten Führer, einem Salpeter-  
sammler. Sie sind keine Verbrecher, aber sie suchen ihr Recht, auch  
wo die Gesetze es ihnen verweigern. Die Rädelsführer werden ins  
Banat verbannt. Nur sehr schwer werden sie dort einheimisch und im  
Herzen vergessen sie ihre alte Heimat nie. Sie verzichteten auch nie auf

ihr altes Recht, wenn sie auch endlich einsehen, dass es besser ist, im Banat zu arbeiten, als starrsinnig auf ihrem Recht zu beharren. Denn auch in diesem Kampf weniger Bauern gegen das Stift und den Wiener Hof geht es um eine Frage, die erst zweihundert Jahre später lösbar wurde: um die Reichseinheit. Das erlebt einer ihrer Führer, als er mit seinem Gönner und Beschützer, dem Hofrat von Noffzern zum letztenmal ins Banat fährt, aus dem er immer wieder entflohen ist.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts hatten sich die Verhältnisse soweit verschlimmert, dass sowohl Bauern wie Grundherren Abhilfe herbeiwünschten. Auch der Staat konnte dem allmählichen Untergang des Bauerntums nicht länger zusehen. So plante in Preussen der Freiherr von Stein eine Bauernbefreiung, die den berechtigten Ansprüchen aller Beteiligten genügen sollte. Jedoch konnte nicht er selbst sie durchführen, sondern musste sie seinem Nachfolger Hardenberg überlassen. Dieser stand unter jüdischem Einfluss und im Banne des Liberalismus war er unfähig, das von Stein gewünschte Ergebnis zu erreichen.

Vor dieser Bauernbefreiung spielt der *Judashof* von Lulu von Strauss und Torney, nach der Bauernbefreiung der *Büttnerbauer* von Polenz.

Der *Judashof*, der erst seit einigen Jahren den Untertitel trägt „Ein niederdeutscher Erbhofroman“ ist bereits 1907 erschienen, also ein Vierteljahrhundert vor der Machtübernahme!

Wie auf allen Höfen des Dorfes ruhen auch auf den Harrekopshof schwere Lasten an Fronarbeit. Noch dazu ist der jetzige Besitzer des Hofes ein Säufer und Schuldenmacher, sodass er den Hof vermutlich nicht an seinen Sohn weitervererben kann. Der Bruder des Harrekopsbauern ist Mahlknecht in einer Mühle; er wäre ein tüchtiger Bauer, aber er hat kein Recht über den Hof seines Bruders. Vergeblich bemüht er sich, den Hof wenigstens für den nächsten Erben zu retten. Als aber eine neue Auflage verkündet wird, bricht der Groll der Bauern los, es kommt zu blutigen Zusammenstößen mit dem Exekutionskommando, an denen vor allem der Harrekopsbauer schuld ist. Der Bauer flieht, wird verraten und verhaftet.

Nun ist die Bahn frei für Tönnies, den Mahlknecht. Er übernimmt den Hof, lässt ihn sich behördlich zusprechen, als sein Bruder ins Gefängnis kommt, und bringt den Hof wieder in die Höhe. Jedoch sein Bruder und die Dorfgenossen glauben, er habe den Bruder verraten, um sich in den Besitz des Hofes zu setzen. Sie hängen ihm den Spitznamen Judas an, meiden und verachten ihn und treiben ihn schliesslich in den Tod. Aber er hat sein Ziel erreicht: der Hof bleibt ungeteilt dem rechtmässigen Anerben erhalten.

Das ist die stärkste Gestaltung, die der Erbhofgedanke im deutschen Schrifttum gefunden hat. Der echte Bauer opfert sich und nimmt auch das Schwerste auf sich, wenn er seine Pflicht dem Geschlecht gegenüber erfüllen kann.

Nach dem Zusammenbruch Preussens in den Napoleonischen Kriegen begann der Neubau des Staates, in dessen Verlauf auch das Bauerntum auf neue Grundlagen gestellt werden sollte. Die Lasten der Bauern wurden durch Geld oder durch Landabtretung abgelöst, der Bauer sollte nun in den schwierigen Zeiten des Kapitalismus und der freien Wirtschaft sein Fortkommen suchen. Da man keinerlei Bauernschutz mehr kannte, begann nun erst recht eine schwere Zeit für das deutsche Bauerntum, die noch einmal schwere Opfer forderte.

Eines dieser Opfer ist der *Büttnerbauer* in dem Roman von Wilhelm von Polenz. Das Buch ist 1898 erschienen und ist eines der wenigen Werke, die sich aus der Zeit des Naturalismus zu uns herübergerettet haben. Weil Polenz mit den Bauern lebte und litt, weil er innerlich von ihrem Schicksal ergriffen war, und weil er darüber hinaus auch die Ursachen der Notlage sah, ist das Buch trotz seiner naturalistischen Form auch heute noch nicht veraltet. Polenz idealisiert nicht, er beobachtet und beschreibt; alle Gestalten sind echt bis in die kleinsten Einzelheiten, mitunter zu echt, so die jiddisch sprechenden Viehhändler. Der Hof des Büttnerbauern wird schliesslich aufgeteilt, der alte kann diese Schande nicht erleben und hängt sich auf. Die Ursachen dieses Unterganges sieht Polenz ganz sachlich in folgendem: Bei der Bauernbefreiung wurde der Hof stark verkleinert, um die Lasten abzulösen. Da das alte Anerbenrecht durch das Römische Recht verdrängt worden war, waren alle Kinder gleichmässig erbberechtigt; damit der Hof aber nicht geteilt werden musste, war der Bauer bei der Übernahme gezwungen, die Anteile seiner Geschwister als Hypotheken eintragen zu lassen. Solange er die Hypotheken nicht auszahlen konnte, musste er die Zinsen aufbringen. Doch Schuld an dem Untergang trägt auch der Bauer selbst. Er ist zu eigensinnig, sich helfen zu lassen, solange es noch Zeit ist, er ist der Schlaueit und Gemeinheit der Juden nicht gewachsen, denen noch dazu sein eigener Schwager in die Hände arbeitet. So ist die Schuld verteilt: auf die Verhältnisse, auf den Bauern, auf die Juden, die alles skrupellos ausnützen. Es ist ein erschütterndes Bild vom — wie es damals schien — unabwendbaren Untergang des deutschen Bauerntums.

Die hier besprochenen Werke behandeln Lebensfragen des Bauerntums und damit des deutschen Volkes. Sie führen zurück in die Tiefen deutschen Wesens und deutschen Schicksals, zu den Quellen, zu denen

das Neue Deutschland zurückgekehrt ist: Am 29. September 1933 wurde das *Reichserbhofgesetz* verkündet. Einige Sätze daraus lauten:

„Die Bauernhöfe sollen vor Überschuldung und Zersplitterung im Erbgang geschützt werden, damit sie dauernd als Erbe der Sippe in der Hand freier Bauern verbleiben.“

„Der Erbhof geht ungeteilt auf den Anerben über. Die Rechte der Miterben beschränken sich auf das übrige Vermögen des Bauern. Nicht als Anerben berufene Abkömmlinge erhalten eine den Kräften des Hofes entsprechende Berufsausbildung und Ausstattung; geraten sie unverschuldet in Not, so wird ihnen die Heimatzuflucht gewährt.“

„Der Erbhof ist grundsätzlich unveräußerlich und unbelastbar.“

OSZK  
Országos Széchényi Könyvtár

# SCHILLERS „WALLENSTEIN“ IM UNGARISCHEN NATIONALTHEATER

VON JOLANTHA PUKÁNSZKY-KÁDÁR

Als bedeutsamstes Ereignis des ungarischen Theaterjahres 1941 darf wohl — vom Blickpunkt des deutsch-ungarischen Kulturaustausches aus gesehen — die Neueinrichtung der Wallenstein-Trilogie im Budapester Nationaltheater unter Leitung des Generalintendanten der Frankfurter Stadttheater Hans Meissner betrachtet werden.

Stets gehörte Schiller zu den beliebtesten Klassikern der ungarischen Bühne. Sämtliche Werke des Dichters gelangten in ungarischer Sprache zur Aufführung; zunächst waren es jedoch seine Jugenddramen, die besondere Beliebtheit gewannen. Das Zeitgemässe ihres Ideengehaltes, die hinreissende Jugendlichkeit, namentlich aber ihre Bühnenfähigkeit und die Mannigfaltigkeit der gut spielbaren Rollen trugen zu ihrem Erfolg wesentlich bei. Bereits 1794 gingen *Die Räuber* in Kolozsvár (Klausenburg) ungarisch in Szene, 1795 erschien *Kabale und Liebe* in Pest in ungarischer Sprache. Schiller war nebst Shakespeare der meistgespielte Klassiker der ungarischen Bühne vor der Eröffnung des Nationaltheaters in Pest; die Zahl der Aufführungen seiner Dramen wäre noch beträchtlich grösser gewesen, hätte den Vorstellungen die Zensur keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt. So mussten die Werke des Dichters — ebenso wie in Wien — in der von der Zensur zugelassenen arg verstümmelten Fassung aufgeführt werden.

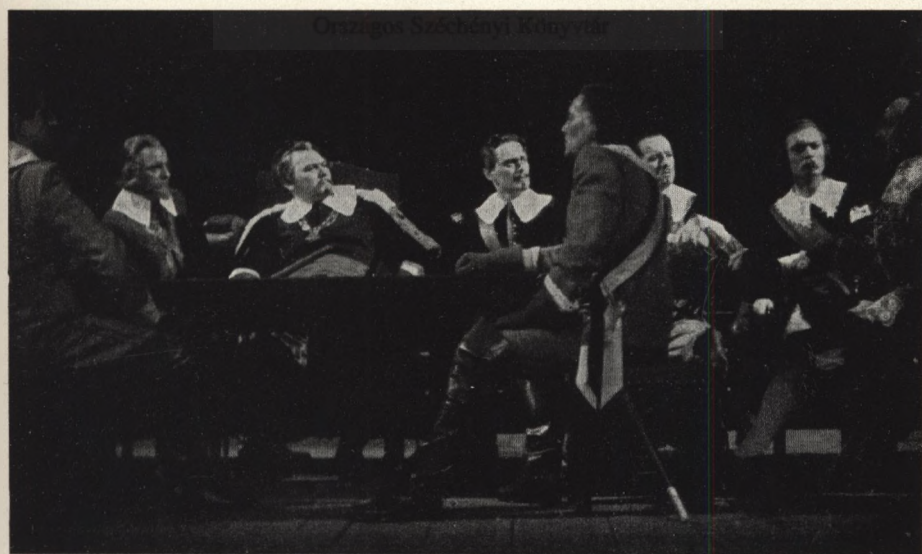
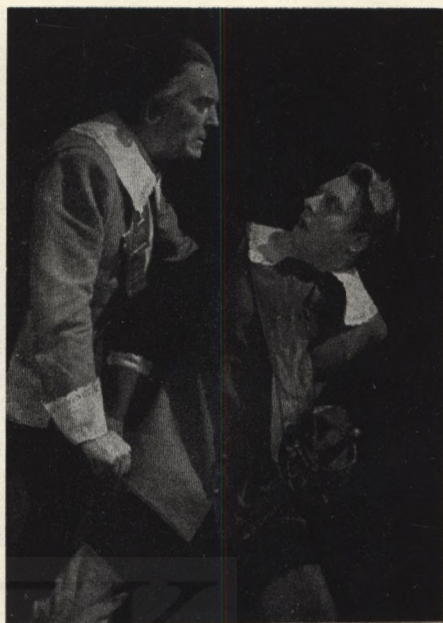
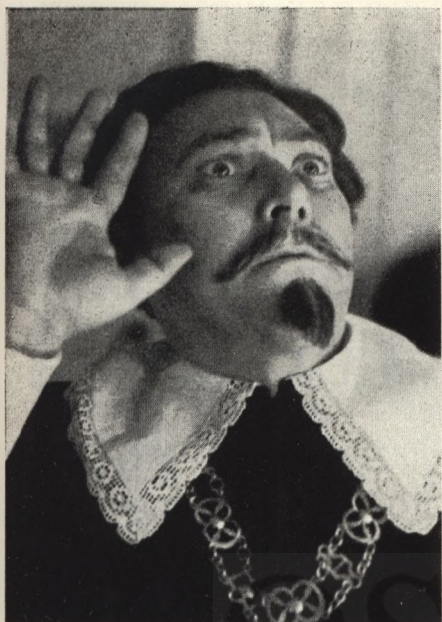
Als kostbares Erbe übernahm von der alten ungarischen Bühne den Schiller-Kult das 1837 eröffnete ungarische Nationaltheater. Die zunächst auf gehobene, edle Rede eingestellte ungarische Schauspielkunst fand in der schwungvollen Rhetorik Schillers den Stoff, der ihrem innersten Wesen entsprach. *Die Räuber*, *Fiesco*, *Don Carlos*, *Wilhelm Tell*, und *Die Braut von Messina* wurden wiederholt gespielt, allein den weitaus grössten Erfolg trugen *Kabale und Liebe* mit 92 und *Maria Stuart* mit 163 Aufführungen davon. Maria und Elisabeth waren in gleicher Weise die Glanzrollen der ungarischen Heroinen.

Verhältnismässig spät gelangte die *Wallenstein-Trilogie* auf die Nationalbühne, obwohl bereits 1828 die erste ungarische Übersetzung vorlag. Da jedoch diese nicht im Druck erschien, nahm 1832 die Ungarische Akademie der Wissenschaften auch Schillers *Wallenstein* in das Verzeichnis der erwünschten Übersetzungen klassischer Dramen auf; auch der grösste Dichter der ungarischen Romantik, Michael Vörösmarty betont 1837 die

Notwendigkeit einer Wallenstein-Übersetzung. Auf die Bühne kam das Werk zuerst 1878 im Nationaltheater zu Kolozsvár (Klausenburg) in der Übertragung von Stephan Hegedüs zum Besten des Tragikers Gyula Kovács. Doch wurde hier nur *Wallensteins Tod* gespielt. Die erste vollständige Übersetzung der Trilogie in ungarischer Sprache erschien 1900 von Ludwig Dóczy.

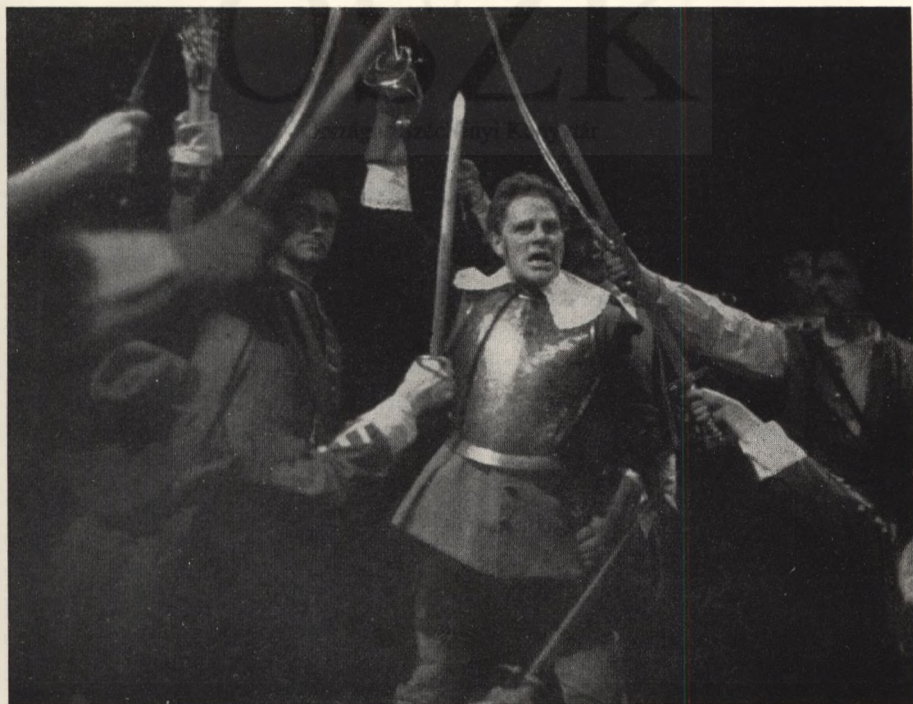
1900 tauchte zum ersten Mal auch der Gedanke auf, die ganze Trilogie im Ungarischen Nationaltheater in Budapest aufzuführen. Den Plan warf der damalige Intendant, Graf Stephan Keglevich auf. Als grosszügigen, freilich auch etwas verspäteten Anhänger der Meininger zogen ihn zunächst die Ausstattungsmöglichkeiten und die historische Atmosphäre des Stückes sowie die Massenszenen an. Der Direktor des Nationaltheaters, Ladislaus Beöthy, wurde jedoch durch die grossen Ausstattungskosten abgeschreckt, zumal seiner Ansicht nach kein allzu grosser Erfolg zu erhoffen war. Erst 1904 ging die Trilogie in ungarischer Sprache an zwei einander folgenden Abenden, den 29. und 30. Dezember in Szene. Von einer prachtvollen Ausstattung konnte damals nicht mehr die Rede sein, war doch die kleine, intime Bühne des alten Nationaltheaters zur Aufführung von Bühnenwerken mit Massenszenen wenig geeignet. Auch fand die Aufführung infolge der geschichtswidrigen Einstellung des angehenden Naturalismus fast gar keinen Nachklang.

Auf diese Weise galt die Neueinstudierung im November 1941 fast als Erstaufführung. Die Schwierigkeiten wurden von dem vorzüglichen Spielleiter, Hans Meissner, glänzend gelöst. Vor allem bot die Länge des Werkes eine nicht leicht zu lösende Aufgabe. Durch starke, das Wesentliche jedoch niemals berührende Striche wurde die Trilogie der Aufnahmefähigkeit des heutigen Publikums näher gebracht. Die Teilung auf zwei Abende wurde in neuer, sinnvoller Weise vorgenommen, da die übliche, rein mechanische Einteilung — erster Abend: *Wallensteins Lager*, *Die Piccolomini*; zweiter Abend: *Wallensteins Tod* — das Werk sehr ungleich gliedert. In der Bühneneinrichtung Hans Meissners wurden am ersten Abend *Wallensteins Lager* und die ersten vier Aufzüge der *Piccolomini* gespielt u. zw. in der Weise, dass diese von *Wallensteins Lager* umrahmt wurden. Der zweite Abend brachte den fünften Akt der *Piccolomini* und *Wallensteins Tod*. Allerdings wurde der Schwerpunkt des Werkes dadurch etwas auf die *Piccolomini* verschoben, zumal die Gestalt Ottavio Piccolominis durch die kraftvoll-eindringliche Darstellung von Árpád Lehotay dermassen an Bedeutung gewann, dass er gleichsam zum Helden der Trilogie wurde. Wesentlich erhöht wurde der überwältigende Eindruck des Werkes durch die einfach-monumentale Bühne und die meisterhafte Anordnung der Massen. Besondere Anerkennung verdient die neue Übersetzung von Ludwig Áprily, in der die Trilogie gespielt wurde und die in ihrer dichterisch-schwungvollen Erhabenheit wohl als würdige Nachdichtung bezeichnet werden kann.



# OSZK

Országos Széchényi Könyvtár



# OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

# UNGARN IN TSINGTAU

VON ANDOR VON SELÉNDY

Die mächtige Entfernung zweier Kontinente trennt uns vom besten Soldaten des fernen Ostens, dem Japaner; dennoch standen im vergangenen Völkerringen, im Jahre 1914 vor Tsingtau, die Söhne Ungarns als Kämpfer ihm gegenüber.

Die ehemalige deutsche Kolonie Tsingtau war entschieden der entfernteste Kriegsschauplatz des grossen Krieges, weit am äusseren Rande Asiens, wo eine kleine Schar deutscher und österreichisch-ungarischer Schutzmannschaft, ihres aussichtslosen Kampfes bewusst, sich bis zum letzten Schuss tapfer gewehrt hat gegen die nahezu siebenfache japanische Übermacht.

Ihr heldenmütiger Kampf verdient verewigt zu werden, kämpften doch auch Ungarn in ihren Reihen, auf völlig fremdem Boden, für fremde Interessen und gaben damit das reinste Beispiel der wahren Waffenbrüderschaft.

Die Ungarn wurden vom ehemaligen österreichisch-ungarischen Kreuzer *Kaiserin Elisabeth* in die Verteidigungsmannschaft von Tsingtau eingereiht, die — mit den, nach der japanischen Kriegserklärung Eingerückten — insgesamt 180 Offiziere und 4500 Mann zählte. Die japanische Angriffsarmee betrug, die Besatzung der Blockadenflotte inbegriffen, 78.656 Mann; somit zeigte das Kräfteverhältnis tatsächlich eine vielfache Übermacht.

Unser alter Kreuzer *Kaiserin Elisabeth* war das Stationsschiff der Monarchie in Ostasien. Obwohl im Jahre 1901 gebaut, war es mit seinen 8 Stück 15 cm. Geschützen und der Besatzung von 400 Köpfen immerhin das grösste Schlachtschiff in Tsingtau. Die Nachricht von der Ermordung des Thronfolgerpaares erreichte unseren Kreuzer in Tsifu und sogleich erhielt er den Befehl unauffällig nach Tsingtau abzugehen, um dort die weiteren Befehle abzuwarten; in der Tat traf *Kaiserin Elisabeth* am 22. Juli in Tsingtau ein. Hier erfuhr die Besatzung die Nachricht von den Kriegserklärungen der Monarchie gegen Serbien, Russland, England und Frankreich. Für *Kaiserin Elisabeth* war es somit vollkommen klar, dass sie in Tsingtau verbleiben muss, da eine Vereinigung mit dem Kreuzergeschwader des Grafen Spee wegen ihrer geringen Geschwindigkeit nicht in Betracht kam. Ihre

Lage wurde erst nach dem Ablauf des japanischen Ultimatum kritisch, da sich Japan mit der Monarchie in keinem Kriegszustande befand.

Das japanische Ultimatum wurde dem deutschen Gesandten in Tokio am 16. August überreicht; Japan forderte darin die bedingungslose Übergabe Tsingtau bis zum 15. September. Es ist allgemein bekannt, dass Deutschland das Ultimatum Japans unbeantwortet liess, umso mehr aber wurde mit der Verteidigungsarbeit der Festung begonnen. Unser Kreuzer nahm an diesen Arbeiten — vornehmlich als Seitenhut beim Minenlegen — eifrig teil. An der Ausgestaltung der Landesverteidigungslinie erhielt *Kaiserin Elisabeth* dadurch ihren Anteil, dass die neu aufgestellten Batterien vielfach aus den entbehrlichen Geschützen unseres Kreuzers bestückt wurden. Diese Batteriestellungen erhielten auch ihre Bemannungen aus dem Stande unseres Kreuzers; so war z. B: der Kommandant der Batterie No. 15. der k. u. k. Fregattenleutnant *Baierle*, der in den späteren Kämpfen auch verwundet wurde.

Noch vor dem Ablauf des japanischen Ultimatum, am 24. August traf der Befehl in Tsingtau ein, dass *Kaiserin Elisabeth* abgerüstet werde, und die Mannschaft über Tientsin nach Peking zu transportieren sei. Der Schiffskommandant — Linienschiffskapitän *Makoviz* — trat schweren Herzens an die Erfüllung des Befehles und nach einer hastig durchgeführten Abrüstung trat die Mannschaft unseres Kreuzers unter der Führung ihrer Offiziere, bereits am Abend desselben Tages ihre abenteuerliche Reise nach Tientsin an. An Bord blieben nur der Schiffskommandant, ein Offizier und 17 Mannschaftspersonen, um die eilig begonnene Abrüstung des Schiffes zu beenden.

Kaum aber traf das Telegramm über die glückliche Ankunft in Tientsin vom Trantportkommandanten am 26. August in Tsingtau ein, als zwei Stunden später folgender Kurzbefehl der Marinesektion des Kriegsministeriums einlangte: „Kaiserin Elisabeth mitkämpfen“.

Die Rückkehr der abgereisten Bemannung nach Tsingtau erwies sich als bedeutend schwieriger, obwohl der Einrückungsbefehl sie auf Umwegen ohne Zeitverlust erreichte. Die Ententemächte versuchten ihr jedes Hindernis in den Weg zu legen und beschuldigten die chinesischen Behörden des Vergehens gegen die Neutralität, falls sie die Rückbeförderung unserer Mannschaft nach Tsingtau ermöglichen. In Tientsin bewachten japanische Agenten unsere Leute und nur durch Hilfe der ansässigen Landsleute und Deutschen gelang es ihnen, in Zivilkleidung gruppenweise nach dem Bahnhof zu schleichen und die nach Tsingtau immer spärlicher abgehenden Züge zu besteigen. Später war selbst dies nicht mehr möglich, einzelne Gruppen erreichten Tsingtau

auf chinesischen Dsungen oder zu Fuss, nach langer, abenteuerreicher Wanderung. Das Eintreffen der letzten Transporte wurde durch die Landung der japanischen Belagerungsarmee am 2. September ermöglicht, da China darin die Verletzung seiner Neutralität sah und als Vergeltung der Rückfahrt unserer Mannschaft kein Hindernis mehr in den Weg legte. Trotzdem war, als die Japaner am 17. September die Kiatschou-Bucht besetzten und auch die nach Tsingtau führende Zweigbahn in ihre Hände fiel, der Rücktransport leider endgültig unmöglich; 92 Mannschaftspersonen konnten nicht mehr unseren Kreuzer erreichen, dessen Bemannungsstand hiedurch auf 7 Offiziere und 224 Mann sank. Selbstverständlich wurde das Schiff wieder aufgerüstet, die entbehrlichen Geschütze aber entfernte man für die Verteidigungsbatterien auf dem Festlande.

Am 27. August erschien das japanische Blockadengeschwader vor Tsingtau und als die Entsendung eines Parlamentärs von den Deutschen abgelehnt wurde, gab der japanische Vizeadmiral *Kato Sadachi* durch den Rundfunk den „etwa anwesenden Schiffen neutraler Mächte“ eine Frist von 24 Stunden um den bedrohten Hafen zu verlassen.

*Kaiserin Elisabeth*, der diese Botschaft galt, regte sich nicht.

Betrachten wir die Zeit vom japanischen Ultimatum bis zum Fall Tsingtaus, so können die Ereignisse in drei Abschnitten verfolgt werden:

1. Die Ereignisse vom Erscheinen der ersten feindlichen Truppen an der Grenze des deutschen Schutzgebietes, also vom 23. August bis Mitte September. Dieser Abschnitt enthält das Erscheinen des japanischen Blockadengeschwaders vor Tsingtau am 27. August und das der japanischen Kavallerie, ferner die ersten Kämpfe an der Grenze des Schutzgebietes.

2. Die Kämpfe am Vorgelände nach der Umschliessung bis zum Beginn des Generalangriffs, also bis zum 20. Oktober. Dieser Abschnitt enthält das Eindringen der Japaner in das deutsche Schutzgebiet, die Einnahme der ersten und zweiten Verteidigungsstellung, die Teilnahme der Schiffe an den Kämpfen zu Lande, die Versenkung des japanischen Kreuzers *Takaschio* am 17. Oktober, schliesslich die Versenkung der *Kaiserin Elisabeth* und sämtlicher deutscher Kriegsfahrzeuge, sowie die Einteilung der Mannschaften in die Landfront.

3. Die letzten Kämpfe, der japanische Sturm, die Übergabe der Festung. Dieser Abschnitt enthält die japanische Artillerievorbereitung, den Sturm der Japaner, den Durchbruch der Hauptverteidigungslinie und schliesslich den Fall Tsingtaus.

Die angeführte Reihenfolge der wichtigsten Ereignisse gibt uns schon im grossen ein getreues Bild von der heldenhaften Verteidigung Tsingtaus, aus der wir nur jene Kampfhandlungen hervorheben wollen, in denen auch die Ungarn ihr Blut und Leben unter fremder Fahne im fernen Osten gaben.

An den Kämpfen im Vorgelände gegen die am rechten Flügel vorrückenden japanischen Truppen, nahmen aus dem inneren Hafen *Kaiserin Elisabeth* und die deutschen Fahrzeuge mit ihrem Geschützfeuer eifrig teil. Unser Kreuzer begann am 27. September seine Tätigkeit und brachte mit wohlgezieltem Geschützfeuer dem von Norden vorrückenden rechten Flügel des überraschten Gegners empfindliche Verluste bei. Er beschoss den Feind aus seinem gegenüber der Mündung des Lit-sun Flusses gelegenen Ankerplatz mit gutem Erfolg.

Natürlich konnte von einem Aufhalten des japanischen Vormarsches nicht gesprochen werden, der Gegner erwiderte den Angriff der Schiffe bald aus gut verdeckten Batteriestellungen mit heftigem Feuer. Namhafte Treffer wurden nicht erzielt, doch steigerte sich die Feuerwirkung mit dem Fortschreiten der Vorrückung immer mehr und als die feindlichen 15 cm. — Marinebatterien von der Ku-san Höhe aus die ganze innere Bucht bestreichen konnten, mussten die Schiffe ihre ungeschützten Feuerstellungen verlassen.

Die Zeit vom 29. September bis zum Beginn des allgemeinen japanischen Artillerieangriffes stand im Zeichen des gegenseitigen Artilleriekampfes, in denen vornehmlich die Schiffe tätig waren.

Aus diesem Abschnitt ist die Versenkung des japanischen Kreuzers *Takaschio* erwähnenswert sowie die Artilleriekämpfe der *Kaiserin Elisabeth*.

Das erstere Ereignis war eigentlich die Verwirklichung des alten Planes, die kühne Aufopferung des ohnehin zur Vernichtung verurteilten deutschen Torpedobootes „S 90“ mit der möglichsten Schädigung des Feindes zu verbinden. Der Plan wurde mit vollem Erfolge durchgeführt. Das deutsche Torpedoboot „S 90“ verliess unter dem Schutze der Dunkelheit den Hafen von Tsingtau; es gelang ihm unbemerkt durchzubrechen und den japanischen Kreuzer mit drei Torpedos aus 900 Meter Entfernung zu versenken. Der Gegner bemerkte seinen kleinen Angreifer bis zum Augenblick des Lanzierens nicht, alle drei Schüsse trafen das Ziel und der japanische Kreuzer *Takaschio*, der Reservemunition an Bord hatte, ging mit ungeheurer Stichflamme innerhalb weniger Minuten unter und nahm 38 Offiziere, sowie 273 Mannschaftspersonen mit sich in die Tiefe. Der Schiffskommandant erlag später seinen Verwundungen. Heraneilende Fahrzeuge retteten

13 Schiffbrüchige. Dem Torpedoboot „S 90“ gelang es unbemerkt zu entkommen, doch konnte es nicht mehr nach Tsingtau zurückkehren. Der Bootskommandant liess daher sein Schiff bei Morgengrauen an einer verlassenen Bucht der Küste stranden und nach dem Landen der Mannschaft sprengen. Die gestrandete Besatzung wurde in Nanking von den Chinesen interniert.

Das Artillerieduell unseres Kreuzers *Kaiserin Elisabeth* mit den japanischen Batterien hielt Tag für Tag an. Als aber die auf der Kusan Höhe aufgestellten schweren japanischen Batterien die Schiffe aus ihren Stellungen in der Lit-sun-Mündung vertrieben hatten, zogen sie sich in den grossen Hafen zurück; doch alsbald folgte ihnen das Feuer der immer näher vorgelegten japanischen Angriffskanonen. Die durch Einschläge der sich rasch vermehrenden feindlichen Batterien entstehenden mächtigen Wassersäulen bedeckten unseren Kreuzer oft völlig, die Beobachter auf dem Lande gaben ihn mehr als einmal verloren. Die japanischen Berichte sprachen von vielen Treffern, in Wirklichkeit aber erhielt das tapfer kämpfende Schiff wunderbarer Weise nicht einen.

Leider konnte der Kreuzer mit der rasch zur Neige gehenden und unersätzlichen Munition den Heldenkampf nicht lange fortsetzen. Nur die Regentage, schlechte Sichtverhältnisse brachten einige Erleichterungen. Bezeichnend für die bedrängte Lage unseres tapferen Schiffes ist, dass Kohleneinschiffung und Materialergänzung nur in der Nacht vorgenommen werden konnte, da bei Tag den fortwährenden Artilleriekämpfen zufolge keine Zeit dazu übrig blieb.

Wegen der stets heftiger werdenden feindlichen Tätigkeit erwartete man den Generalangriff oder den Beginn des Sturmes schon auf den 25. Oktober, weshalb sämtliche Vorkehrungen zur Versenkung der vorhandenen Schiffe und zur Einteilung ihrer Besatzungen in die Landtruppen getroffen wurden. Ein stärkerer Infanteriezug aus der Besatzung unseres Kreuzers kämpfte bereits seit Mitte September in der Landfront, im Oktober kamen weitere 25 Mann unseres Kreuzers in die Reihen der Kämpfer, sowie zu den eingebauten Schiffsbatterien und Maschinengewehrstellungen; nach der Versenkung des Schiffes, am 2. November, nahm dann die ganze Besatzung an der Seite der Verteidiger an den letzten Kämpfen teil.

Die Japaner begannen mit dem planmässigen Wirkungsschiessen am 21. Oktober. Gleich mit den ersten Schüssen erhielt die auf dem Lande eingebaute, gut getarnte österreichisch-ungarische 15 cm. Schiffsbatterie einen Volltreffer. Von der Besatzung erlitten fünf den Heldentod — darunter ein Ungar, namens Ács — der Batterie-

kommandant und sieben Mann wurden schwer verletzt; unter ihnen ein Ungar mit dem Namen *Domokos*. Diese Batterie erhielt erst nach der Versenkung der *Kaiserin Elisabeth* Ergänzung und nahm dann weiter an den späteren Kämpfen teil.

Unser Kreuzer verfeuerte um 5 Uhr abends seine letzte Zündergranate gegen die japanischen Batterien auf den Höhen und kehrte von den feindlichen Granaten auch diesmal vollkommen eingedeckt, das letztmal gleichfalls unverletzt heim. Auf dem Schiff verblieb keine Artilleriemunition mehr, es verlor seinen Gefechtswert, und nur mehr der Heldentod blieb ihm übrig.

Die Mannschaft mit Gewehren und Decken auf den Schultern stieg um Mitternacht in die Boote und verliess das letzte Stückchen ihres Vaterlandes. Viel mehr war kaum da, was sie hätte mitnehmen können. Auf dem Schiff blieb der Schiffskommandant, der erste Offizier, ein Offizier und ein Betriebsleiter, schliesslich noch 15 Mann zurück. Es war eine kalte, windige Nacht, als unser Kreuzer *Kaiserin Elisabeth* im inneren Hafen in einer Tiefe von 57 m. vor Anker ging. Nach dem Überbordwerfen der Kanonenverschlüsse und Vernichtung der geheimen Dienstbücher wurden die Unterwassertüren der Lanzierapparate geöffnet und mit Ausnahme der erwähnten Offiziere und drei Mann stieg die übrige Mannschaft in das von der Dampfbarkasse geschleppte Seitenboot und verliess das Schiff. Die Zurückgebliebenen öffneten nun die Bodenventile des Kreuzers, dann wurde noch die Zündschnur zweier in die Munitionskammern gelegten Torpedoköpfe angezündet und nun verliess auch diese letzte kleine Schar das totgeweihte Fahrzeug. Das Schiff sank erst langsam, dann hörte man eine dumpfe Detonation, es legte sich zur Seite und um 3 Uhr Früh am 2. November 1914 versank der österreichisch-ungarische Kreuzer *Kaiserin Elisabeth* inmitten des Donners der feindlichen Geschütze mit wehenden Kriegsflaggen auf den Masten in die Tiefe.

Die Mannschaft in den Booten geriet bei der Annäherung der Küste in das Feuer der feindlichen Artillerie, das in Landesnähe stets an Heftigkeit zunahm. Am rechten Flügel der Verteidigungslinie, der bis zum Meer hinabreichte, tobte ein heftiger Infanteriekampf und der Feind hielt den ganzen inneren Hafen unter schwerem Sperrfeuer. Es war ein Wunder, dass unsere Leute das Land ohne Verletzung erreichten.

Nach der Versenkung unseres Kreuzers wurde nunmehr seine ganze Bemannung in die Reihen der Kämpfer auf dem Festlande eingeteilt. Die Bewaffneten vereinigte man unter dem Kommando des k. u. k. Fregattenleutnants Freiherrn *von Kuhn* in einem Detachement,

die eingebaute 15 cm. Batterie erhielt vollständige Ergänzung, der Rest verschiedene andere Einteilungen.

Das Ende nahte rasch. Die Japaner versuchten vor dem allgemeinen Sturm zweimal die Hauptverteidigungslinie an einigen Stellen durchzubrechen; der Versuch blieb zwar ohne Erfolg, doch hatte in diesen Kämpfen die Besatzung unseres Kreuzers mehrere Tote und Verwundete. Der allgemeine Sturm erfolgte in der Nacht auf den 7. November; an einer Einbruchsstelle wich in verlustreichem Ringen ein Detachement unseres Kreuzers unter erbitterten Nahkämpfen aus den zerschossenen Stellungen der nachströmenden feindlichen Übermacht. Um 7 Uhr früh legte sich allmählich der letzte Schlachtenlärm und das Los Tsingtaus hatte sich erfüllt.

Noch vor dem Abtransport der Kriegsgefangenen, den 9. November erlaubten die Japaner die Bestattung der Gefallenen mit militärischer Ehrenbezeugung auf dem Gottesacker von Tsingtau. Bei den Gräbern hielt der Marinekurat unseres Kreuzers Rudolf *Hudetz* die Abschiedsrede. Unter den hier Begrabenen befanden sich zehn Helden der *Kaiserin Elisabeth*, darunter auch Ungarn. Sie ruhen nun im fernen fremden Boden.

Die Kriegsgefangenen wurden teils nach Norosin, teils nach Himei transportiert, später kamen alle in das Gefangenenlager von Anogahara, das sie am Weihnachtstag des Jahres 1919 verliessen. Sie wurden im Hafen von Kobe eingeschifft; zuerst betraten die Helden von Tsingtau in Wilhelmshaven wieder europäischen Boden.

Einige von Ihnen, auch Ungarn, kehrten nicht heim; sie blieben in Japan oder liessen sich in Holland-Indien nieder. Aus der Besatzung unseres Kreuzers *Kaiserin Elisabeth* gelang es die Namen von 55 Ungarn zu ermitteln, die nach dem Fall von Tsingtau in japanische Kriegsgefangenschaft gerieten. Sie wurden aus den verschiedensten Gebieten unseres Vaterlandes nach dem anderen Ende der grossen Welt verschlagen.

\*

Ungarn steht auch heute an der Seite Deutschlands, seines grossen Verbündeten im ersten Weltkriege. *Aus Japan, dem einstigen Gegner aber ist ein neuer, mächtiger Bundesgenosse geworden, der vereint mit den Aschenmächten und Ungarn für eine sinnvolle, gerechte Weltordnung kämpft.*

# KULTURELLE BEZIEHUNGEN ZWISCHEN BULGARIEN UND UNGARN

VON GEORG DRUCKER

Obwohl die ungarische Regierung — offenbar infolge der Wiedererlangung der völligen aussenpolitischen Unabhängigkeit — erst seit der Beendigung des ersten Weltkrieges zielbewusst nach dem Ausland gerichtete Kulturpolitik treibt und die kulturellen Beziehungen zu anderen Staaten institutionell vertieft, besteht schon seit altersher eine geistige Zusammenarbeit mit zahlreichen Völkern, den Deutschen, Italienern, Franzosen, Engländern, Holländern, Schweizern u. a. m.

Zwischen den Ungarn und den Bulgaren entwickelten sich — wie dies Kultusminister Bálint Hóman in der Begründung der im Parlament eingereichten Gesetzesvorlage über die ungarisch-bulgarische geistige Zusammenarbeit klassisch festgestellt hat — infolge ihrer geschichtlichen und geographischen Lage und der daraus folgenden politischen und wirtschaftlichen *Interessengemeinschaft* freundschaftliche Beziehungen. Doch „bestehen zwischen ihnen auch *gefühlsmässige Bindungen*: die gemeinsamen Erinnerungen an eine entfernte Vergangenheit, die Sympathie, die den Ähnlichkeiten des Volkscharakters und der Volkssitten entspringt, die Achtung vor gemeinsamen Werten. Diese doppelte Bindung wurde durch eine dritte verstärkt, seitdem durch Bewusstwerdung der Verwandtschaft der geschichtlichen Beziehungen beiderseits mit dem Studium der Kultur des anderen Volkes und mit dem Austausch der geistigen Güter begonnen wurde.“\*

Das ungarisch-bulgarische Abkommen über die geistige Zusammenarbeit, das am 8. Februar 1941 vom bulgarischen Ministerpräsidenten Bogdan Filoff und dem ungarischen Unterrichtsminister Bálint Hóman in Sofia unterzeichnet wurde, ist daher bestimmt, die Beziehungen weiterzubauen, die auf Grund der ungarisch-bulgarischen Freundschaft und Gefühlsgemeinschaft auf vielen Gebieten des kulturellen Lebens schon seit langen Jahren bestehen.

Es ist wohl nicht ohne Interesse, wenn wir einige ältere, aber bleibende Ergebnisse dieser kulturellen Beziehungen hier anführen.

\* Aus der Begründung des Gesetzentwurfs über das Kulturabkommen.

Vor allem möchten wir auf die wissenschaftliche Arbeit von Bálint *Hóman*, dem Geschichtsforscher, hinweisen, der gerade auf dem Gebiet der mittelalterlichen geschichtlichen Beziehungen zwischen Ungarn und Bulgarien entscheidende Bedeutung zukommt, sowie auf die unermüdliche wissenschaftliche und allgemein-kulturelle Tätigkeit, die der ungarische Universitätsprofessor Géza *Fehér* im Dienste der ungarisch-bulgarischen kulturellen Beziehungen entfaltet und die *vitéz* Ivan *Nagy* im Aprilheft 1941 unserer Zeitschrift eingehend würdigte.

Allein ausser diesen beiden kann noch eine lange Reihe von Wissenschaftlern und Publizisten angeführt werden, die auf dem Gebiet der ungarisch-bulgarischen kulturellen Beziehungen bleibende Verdienste erworben haben. Wir nennen hier nur Zoltán *Gombocz*, Johann *Melich*, Gyula *Németh*, Zoltán *Felvinczi Takács*, Franz *Tompa*, Stephan *Paulovits*, Ludwig *Márton*, Nándor *Fettich*, Stephan *Győrffy*, Ludwig *Biró*, Zoltán *Szilády*, Roland *von Hegedüs*, und viele andere, von denen mehrere längere Zeit in Bulgarien archäologische Studien betrieben haben. Schliesslich muss noch die vielseitige und unermüdliche Arbeit erwähnt werden, die von Árpád *Jencs* seit vielen Jahren im Interesse der Vertiefung der bulgarisch-ungarischen kulturellen Beziehungen geleistet wird.

Ausser den im Aprilheft 1941 unserer Zeitschrift genannten Gelehrten veröffentlichte Professor *Katzaroff* ein archäologisches Werk in der von Prof. Andreas *Álföldi* geleiteten Reihe. Der Professor für internationales Recht an der Universität Sofia, *Ghenoff* entfaltete besonders auf dem Gebiet der ungarischen Revisionsbewegung eine beachtenswerte wissenschaftliche Tätigkeit. 1930 erschien aus der Feder Vasil Gregor *Sprostranoffs* eine Studie, *Dnesna Ungarija* (Das heutige Ungarn), die vorher in 37 Fortsetzungen in der Zeitung *Mir* veröffentlicht wurde.

Die Vertreter ungarischer und bulgarischer Wissenschaft dienten jedoch in den letzten Jahren der Sache der bulgarisch-ungarischen Beziehungen auch durch das lebendige Wort. Von ungarischer Seite hielten die Professoren der Rechte Paul *Angyal* und Zoltán *Magyary*, die Professoren der Medizin Gyula *von Darányi*, Elemér *Hajniss* und Ladislaus *Benedek*, Schulinspektor Karl *Kiss* u. a. auf der Universität Sofia, von bulgarischer Seite Professor *Dolaptschieff* in der *Vereinigung Ungarischer Juristen* und zuletzt der Direktor der chirurgischen Klinik an der Universität Sofia Prof. Dr. Alexander *Stanischeff* in Budapest Vorträge. Eine zahlreiche Abordnung (die Professoren Paul *Angyal*, Stefan *Csekey*, Andreas *Kovács* und Béla *Darkó*) vertrat die ungarische Wissenschaft bei der Fünfzigjahrfeier der Universität Sofia

im Jahre 1939, während bei dem Jubiläum der Budapester Peter Pázmány-Universität im Jahre 1935 von bulgarischer Seite der Innen-spezialist *Moloff*, damals Rektor in Sofia und der Historiker *Nikoff* erschienen. Der gewesene bulgarische Justizminister und Professor des Privatrechts *Dikoff* wurde 1939 zum ausserordentlichen Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften gewählt.

Im Jahre 1938 nahmen die katholischen Bulgaren unter Führung des Bischofs *Plovdiv Pejeff* mit einer Abordnung von etwa 300 Mitgliedern am Stephansjubiläum und an dem Eucharistischen Kongress in Budapest teil. Aus diesem Anlass beschenkte der Vorsitzende des ungarischen Empfangsausschusses, *Árpád Jencs* die ärmste bulgarische katholische Kirchengemeinde mit einem goldenen Kelch.

Auch auf dem Gebiete der ungarischen und der bulgarischen Dichtung finden wir beachtenswerte Initiativen, die wir bereits im Aprilheft unserer Zeitschrift erwähnten.

Verhältnismässig geringer waren die Beziehungen auf dem Gebiet des *Theaters*. Die Schauspiele mehrerer ungarischer Verfasser wurden in Sofia bereits mit grossem Erfolg gegeben, als Budapest und Provinztheater das Schauspiel von *Osip Dymoff* „Nyu“ und das Budapest Nationaltheater das Schauspiel „Gewitter“ von *Peju Javoroff* auf ihren Spielplan setzten. Die Werke ungarischer Komponisten sind in Bulgarien nicht nur bekannt, sondern auch beliebt. Im königlich-ungarischen Opernhaus traten von den bulgarischen Künstlern *Peter Rajtseff* und *T. Mazaroff* mit schönem Erfolg auf, und auch an ungarischen Konzerten beteiligten sich hervorragende Vertreter des bulgarischen Musiklebens wiederholt.

In der *bildenden Kunst* ist darauf hinzuweisen, dass der bulgarische Kunstmaler *Nikolaj Taneff* 1929 in Budapest eine Ausstellung veranstaltete, ungarischerseits wurden 1939 die Kopien der Gemälden von *Moritz Than*: „Attila segnet seine Söhne“ und *Matejko*: „Die Schlacht von Varna“ dem Bulgarischen Nationalmuseum geschenkt. An dieser Stelle möge noch erwähnt werden, dass bereits vor dem ersten Weltkrieg zahlreiche Schüler aus den Balkanstaaten, so auch aus Bulgarien die ungarischen Hochschulen für bildende Künste und Kunstgewerbe besucht haben.

In der *Filmausfuhrstatistik* Ungarns vom Jahre 1940 steht Bulgarien an zweiter Stelle. Dies ist nicht nur dem Umstand zuzuschreiben, dass Bulgarien noch nicht über eine zeitgemässe Filmherzeugung verfügt, sondern auch der Tatsache, dass die politische Schicksalsgemeinschaft die beiden befreundeten Nationen einander auch auf kulturellem Gebiete näher brachte. Bei der Rückgliederung der Süd-

dobrudscha an das bulgarische Mutterland wurde mit der Herstellung eines grossangelegten Reportagefilms ein ungarisches Unternehmen, das *Ungarische Film-Büro* betraut. Ziehen wir in Betracht, dass Bulgarien ein verhältnismässig kleines Land ist, so muss der Umstand, dass es von Ungarn 1940 45 Filme kaufte, günstig beurteilt werden.

Von den ungarischen Filmen hatten in Bulgarien besonders die folgenden ausserordentlichen Erfolg: „Arme Reiche“, „Tödlicher Frühling“, „Die Ballnacht“ („Áll a bál“), „Semmelweiss“, „Gül Baba“, „Sarajewo“, „Ja oder nein“, „Dankó Pista“, „Mensch unter der Brücke“ und „Schloss in Siebenbürgen“. Wie bereits erwähnt, verfügt Bulgarien noch über keine zeitgemässe Filmerzeugung. Daher konnte von einer ungarischen Filmeinfuhr aus Bulgarien noch keine Rede sein.

Mit Rücksicht auf die traditionelle ungarisch-bulgarische Freundschaft bestand zwischen dem *Rundfunk* beider Länder schon früher eine Zusammenarbeit. Der ungarische Rundfunk veranstaltete bulgarische, das bulgarische dagegen ungarische Abende. Vom ungarischen Rundfunk wurden im Jahre 1940 sieben, bis 1. Juli 1941 weitere vier Vorträge bulgarischen Inhalts gesendet, 1939 traten fünf, 1940 ein bulgarischer Künstler, ein bulgarischer Sängerkhor und ein bulgarisches Streichquartett, schliesslich im November 1941 der Sängerkhor der Universität Sofia vor das Mikrophon des Budapester Senders. Die Mitwirkung in Ungarn lebender bulgarischer Künstler im ungarischen Rundfunk trug in grossem Masse zur Kenntnis der bulgarischen Musik in Ungarn bei. Diesem Ziel dient auch die Einreihung bulgarischer Kompositionen in das Schallplattenprogramm des ungarischen Senders. Im bulgarischen Rundfunk kamen 1940 drei ungarische Künstler zu Worte, ausserdem hielten *vitéz Ivan Nagy* über das höhere Schulwesen in Ungarn und *Amtsarzt Josef Melly* über den ungarischen Gesundheitsdienst Vorträge.

Nachdem das ungarisch-bulgarische Kulturabkommen nach dem Austausch der Ratifikationsurkunden, der anlässlich des Budapester Besuches des bulgarischen Ministerpräsidenten und Unterrichtsministers *Filoff* im Oktober 1941 erfolgte, in Kraft trat, und auf diese Weise die kulturelle Zusammenarbeit der beiden Völker organisch gestaltet werden kann, ergibt sich die Frage, *welche Ergebnisse von diesem Kulturabkommen erwartet werden können?*

Wir glauben auf Grund unseres Berichtes der Zukunft mit umso grösserer Zuversicht entgegensehen zu dürfen, als beide Völker und ihre Regierungen im Wege der Durchführung der Bestimmungen des Abkommens die Vertiefung der Beziehungen in der Tat ernstlich anstreben.

So errichtete die ungarische Regierung noch vor dem Austausch der Ratifizierungsurkunden im Rahmen des Slawistischen Instituts der Peter Pázmány-Universität in Budapest ein *Bulgarisches Institut*, das durch seine Bücherei und wissenschaftliche Tätigkeit der Kenntnis der bulgarischen Sprache, Geschichte und Literatur und der Heranbildung von Fachmännern gute Dienste leisten wird. Dasselbe kann vom *Ungarischen Institut* in ungarischer Beziehung erwartet werden, das auf der bulgarischen Klemens-Universität errichtet werden soll.

Die Heranbildung von Fachmännern fördert auch die Bestimmung des Abkommens, wonach gegenseitig zwei *Tauschstipendien* Studierenden zur Verfügung gestellt werden. Zu diesem Zweck entsandte das ungarische Unterrichtsministerium bereits zwei Studierende nach Bulgarien. Auch die Bestimmung des Abkommens, wonach im allgemeinen Gruppenstudienreisen von Schülern gefördert und der Besuch von Universitäten und Hochschülern erleichtert werden, dient dem Ziel, Fachmänner in je grösserer Anzahl zu erziehen und durch diese die Kenntnis der beiden Völker zu vertiefen. Ungarischerseits wurden bulgarische Studierende schon bisher mit weitestgehenden Begünstigungen bedacht; so besteht die Hoffnung, dass dieser Teil des Abkommens die Jugend besonders anregen wird, die Universitäten beider Länder gegenseitig zu besuchen. Dasselbe gilt auch für die Hochschule für Leibeserziehung und andere ungarische Institutionen.

In der Förderung der gegenseitigen Kenntnis *literarischer* und *wissenschaftlicher Werke*, ihrer Übersetzung, Herausgabe und in der gegenseitigen Veröffentlichung von Zeitschriften-Aufsätzen harren bestimmte Vorschläge der Verwirklichung. In dieser Richtung kann der ungarische Sonderausschuss des bereits in Budapest gebildeten kulturellen gemischten Ausschusses, wie auch der in Sofia zu bildende bulgarische Sonderausschuss bedeutsame Arbeit leisten. Es braucht wohl nicht sonders hervorgehoben zu werden, dass die Kenntnis der Literatur einer Nation von grossem Einfluss auf das Verständnis ihrer seelischen Beschaffenheit, Kultur und Zielsetzungen ist. Auf diese Weise eröffnen sich für die Literatur und für die Schriftsteller beider Nationen statt der bisher vereinzelter, gelegentlicher Gedanken entsprungener Anregungen nicht zu unterschätzende Ausblicke.

Zur Vertiefung der kulturellen Beziehungen sind die ungarischen Bibliotheken und Museen gerne bereit, mit den bulgarischen Institutionen gleicher Art in ein Tauschverhältnis zu treten, Duplikate zu schenken, Veröffentlichungen zu überlassen, an Forschungen teilzunehmen und ihre Ergebnisse zu veröffentlichen, Ausstellungen zu veranstalten u. a. m. Das *Ungarische Landesarchiv* fördert die For-

schungsarbeit ungarischer Gelehrter in Bulgarien und erwartet die bulgarischen Gelehrten mit freundlicher Hilfsbereitschaft in Ungarn. Die *Ungarische Historische Gesellschaft* wünscht mit Rücksicht auf das ähnliche Schicksal der beiden Völker in der Türkenzeit die gemeinsame Durchführung gewisser Forschungsarbeiten und arbeitet zu diesem Zweck einen ausführlichen Plan aus. Die *Ungarische Akademie der Wissenschaften*, die auch bisher bereits Beziehungen zu bulgarischen wissenschaftlichen Gesellschaften unterhielt, will diese in der Zukunft durch Schriftenaustausch und auch auf andere Weise fördern.

Wir erwähnten bereits die bisherigen ungarisch-bulgarischen Beziehungen auf dem Gebiete des *Rundfunks*. Der ungarische Rundfunk ist gerne zu einem intensiveren Schallplatten- und Programmaustausch und zu der weitestgehenden Zusammenarbeit bereit. Da wir uns der gewaltigen Propagandakraft des Rundfunks bewusst sind, die nunmehr planmässig in den Dienst der Kenntnis beider Völker gestellt werden kann, können wir der weiteren Entwicklung auch in dieser Richtung mit den schönsten Hoffnungen entgegensehen. Dasselbe gilt auch für das *Filmwesen*, das gleichfalls ein hervorragendes Propagandamittel ist und daher der Vertiefung der kulturellen Beziehungen wertvolle Dienste leisten kann.

Demselben Ziel dient auch der *Balkanausschuss*, der vor kurzem im Rahmen der *Ungarischen Aussenpolitischen Gesellschaft* gebildet wurde und dessen wichtigste Aufgabe ist, die Kenntnis der Verhältnisse der Balkanstaaten, insbesondere Bulgariens durch fachgemässe Vorträge zu verbreiten. Diese Tätigkeit soll in der Zukunft durch Unterstützung zuständiger Stellen, die das Kulturabkommen ermöglicht, weiter ausgedehnt werden.

Wir haben versucht, all das, was auf dem Gebiet der ungarisch-bulgarischen Kulturbeziehungen in der Vergangenheit geleistet wurde und auf Grund des nunmehr in Kraft getretenen Kulturabkommens verwirklicht werden kann, kurz zusammenzufassen. Wir wollten nur Richtlinien geben und den Rahmen zeichnen, den das Leben, die Eindringlichkeit der ungarisch-bulgarischen kulturellen Zusammenarbeit — wie wir hoffen wollen — weit überschreiten wird. Dies dürfen wir umsomehr annehmen, als das nun abgeschlossene Kulturabkommen kein gelegentliches, vergängliches Gebilde ist, sondern die aufrichtige Willenskundgebung zweier Nationen, die aufeinander angewiesen, durch geschichtliche Überlieferungen, tausend Fäden der Interessengemeinschaft und des Gefühls miteinander verbunden sind.



## BAUERNSTADT IN OBERUNGARN

### VON ENDRE KOVÁCS

Der Name der Stadt *Ersekújvár* (Neuhäusel) — um die es sich in diesem Aufsatz handeln soll — wurde in den letzten zwanzig Jahren in den Zeitungen sehr oft erwähnt. Als im Jahre 1918 das Friedensdiktat von Trianon eine Million Ungarn ihrer Heimat entriss, wurde auch diese Stadt, ein in Entwicklung begriffener Mittelpunkt Nordwestungarns (der sogenannten Kleinen Tiefebene), dem neugebildeten tschecho-slowakischen Staat einverleibt. Unter den schweren Lebensumständen, die sich aus dem Minderheitenschicksal ergaben, erhöhte sich die Bedeutung der ungarischen Provinzzentren wesentlich. Städte, die vor dem ersten Weltkrieg ihre ganze Kultur von Budapest empfangen und in Geschmack, Mode und Denkart im Banne der hauptstädtischen Kultur standen, wurden nun, im neuen Lebensrahmen, vom natürlichen Mittelpunkt abgeriegelt zu Schauplätzen einer gesünderen Entwicklung. Die Provinzkleinstadt wurde grösser und selbständiger. Im Laufe der Jahre bildeten sich in der Tat kleine Kulturzentren, die nichts mehr von den etwas international farblosen Kultureinwirkungen der einzigen Grosstadt Budapest zeigten. Die Ausstrahlung Budapests in den Vorkriegsjahren, von der diese Städtchen nicht auf den Rang einer Grosstadt erhoben wurden, die ihnen aber vorgaukelte, dass sie durch Nachäffung der Pester Mode sich dem Europäertum nähern, hat völlig aufgehört.

*Ersekújvár* (Neuhäusel) ist eine der Städte des Oberlandes, in der der im Tiefen wirkende, in seinen Wurzeln unberührte völkische Geist

in den Jahren der Fremdherrschaft am wirksamsten hervortrat. Es ist wohl kein Zufall, dass diese Stadt dem Ungartum des Oberlandes die meisten kulturellen Führer und Politiker gab und dass gleichsam jeder, der im Verlauf der zwanzigjährigen Fremdherrschaft in Oberungarn Pläne und Gedanken aufwarf und baute, in irgendeiner Weise mit ihr in Berührung kam. Sie war Schauplatz der meisten politischen Kundgebungen der ungarischen Minderheit; hier wurde im Sommer 1936 nach langen Kämpfen die brüderliche Vereinigung der oppositionellen ungarischen Parteien durchgeführt, als deren Folge das Ungartum der Tschecho-Slowakei, dem Beispiel der von *Henlein* geführten deutschen Volksgruppe folgend, wie ein Mann den Kampf gegen die Minderheitenpolitik des Staates aufnahm. Zwanzig Jahre stand die Stadt unter fremder Herrschaft und in diesen zwanzig Jahren gab das Ungartum keinen Augenblick die Leitung aus der Hand. An dem Widerstand des trotzigsten, harten, selbstbewussten Ungartums scheiterte jeder Zeretzungsversuch der tschechischen Parteien. *Érsekújvár* (Neuhäusel) war die einzige Stadt, die stets von einem ungarischen Stadtrichter verwaltet wurde.

Wollen wir die Bedeutung dieser nördlichen Bauernstadt von weiterer Sicht aus ermeszen, so genügt der Hinweis auf die Zeit der Tschechenherrschaft nicht; wir müssen auch auf die frühere Geschichte der Stadt zurückgreifen.

Im Jahre 1543 wurde *Esztergom* (Gran) von den Türken erobert und bereits 1545 erbaute gegen die Heidengefahr Fürstprimas Paul *Várdai* auf seinem Besitz am linken Neutraufer die Burg *Újvár*. Diese kleine schwache Festung, die man nach dem Fürstprimas Nikolaus *Oláh*, der bestrebt war, sie mit grossen Kosten zu erhalten und weiter auszubauen, auch *Oláhújvár* nannte, wurde um das Jahr 1580 durch eine neue, gewaltige Festung ersetzt, die am rechten Neutraufer errichtet wurde. Zu den Baukosten dieser Festung, die in regelrechtem Sechswinkel erbaut, mit zwei Toren, sechs starken Basteien und Wassergraben versehen wurde, trugen auch die deutschen und böhmischen Stände bei, war sie doch dazu bestimmt, auf der nach Wien führenden Strasse, im Tor des Abendlandes Wache zu halten.

Eine europäische Bedeutung erlangte die Stadt im Jahre 1621, als nach der Schlacht am Weissen Berg Kaiser und König Ferdinand seinen belgischen Hauptmann Graf Karl *Bucquoy* gegen die Festung sandte. *Bucquoy* fiel in einem Treffen bei der Stadt, wodurch Ungarn dem Schicksal Böhmens entging. Kurz darauf kam die Festung aus erzbischöflichem Besitz in den des Königs. Bedeutsame Verdienste erwarteten sich um den Bau der Festung Bischof Franz *Forgách* und Fürst-

primas Peter *Pázmány*, der Führer der Gegenreformation in Ungarn, der 1631 für die Franziskaner ein Kloster errichtete, eine Kirche erbaute und zur Unterhaltung des Klosters eine bedeutende Stiftung machte.

Am 26. September 1663 wurde die Festung von den Türken erobert; sie blieb 22 Jahre unter ihrer Herrschaft. Die Türken gestalteten auch die katholische und die reformierte Kirche zu Moscheen um. 1683 erlitt *Kara Mustafa* unter Wien eine schwere Niederlage; seine zerschlagenen Truppen wurden bei *Párkány* durch den Polenkönig *Johann Sobiesky* und den kaiserlichen Oberkommandanten *Karl von Lothringen* vollkommen vernichtet. Grosswesir *Ibrahim* eilte zur Verteidigung der Festung, da die Türken wohl wussten, dass der Verlust dieser zugleich das Ende des grossen osmanischen Reiches bedeute. Am 19. August 1685 wurde die Festung von den Truppen des Generals *Caprara* im Sturm erobert.

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts war *Érsekújvár* (Neuhäusel) die wichtigste Festung des Fürsten Franz *Rákóczi II.* 1706 hatte der Fürst hier eine Begegnung mit seiner Gattin, die vom Wiener Hof veranlasst wurde, auf ihren Gatten einzuwirken und ihn zum Friedensschluss zu überreden. 1708 belagerte Marschall *Siegbert Heister* die Festung; er schloss 1710 mit dem Festungskommandanten ein Abkommen und die österreichischen Truppen besetzten unter Führung Heisters und des kroatischen Banus *Johann Pálffy* die Stadt. 1724 liess König *Karl III.* die Festungsmauern abtragen. Die Umgebung entvölkerte sich in den langen Kämpfen, die Felder lagen brach, blieben unbebaut, so dass die ungarischen Grundbesitzer in den kernungarischen Dörfern mährisches und slowakisches Arbeitervolk ansiedelten.

Der Neuaufbauer der Stadt war seit 1765 Fürstprimas *Georg Széchenyi*. Während seiner Wirksamkeit setzte eine grosszügige Neubesiedlung ein. Vor allem siedelten sich Ungarn an, doch finden wir unter den Kolonisten auch deutsche, slowakische, kroatische, ja selbst italienische und französische Einwanderer. Der Fürstprimas verlieh der Stadt wertvolle Privilegien, die ihre Entwicklung und namentlich den Handel weitgehend förderten, so dass sich die Stadt im 18. Jahrhundert zu einem der verkehrreichsten Orte der Kleinen Ungarischen Tiefebene entwickelte und durch seinen Handel, sein Gewerbe, sowie durch die hochstehende Viehzucht und Getreideproduktion hervorragte. Wesentlich gefördert wurde diese Entwicklung durch die günstige Lage der Stadt auf der Strasse *Buda (Ofen)*—Wien. Die Rinder wurden auf die Märkte in Pest und Wien getrieben, die Stadt schaltete sich in den blühenden Donaugetreidehandel ein, die Erzeugnisse der Hand-

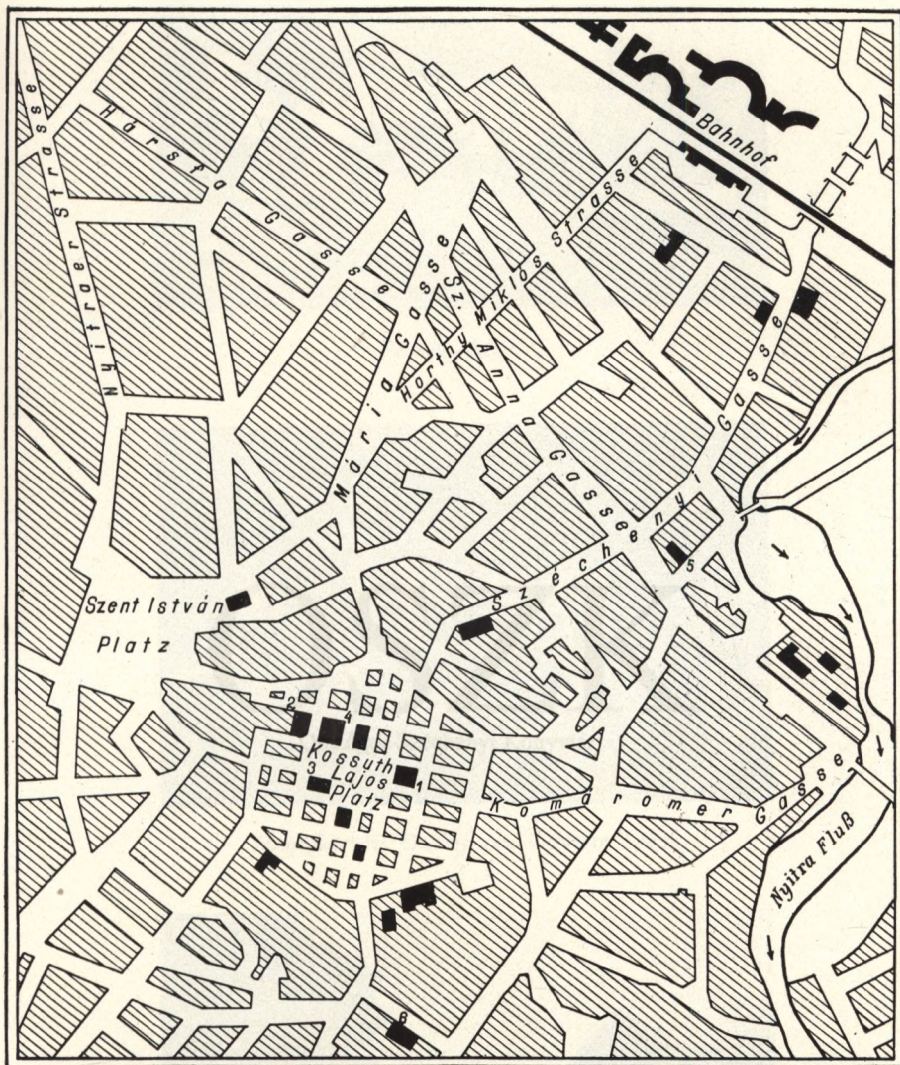


Die Belagerung  
und Eroberung  
der  
**Festung Neuhauſen**  
Im Jahr 1685

Deutsches Schlachtbild um Érsekújvár (Neuhäusel) aus der Türkenzeit

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár



## STADTPLAN VON HEUTE

- |                                   |   |
|-----------------------------------|---|
| 1. Pfarrkirche                    | 4. Pázmány-Palais, heute Bezirksgericht |
| 2. Franziskanerkirche und Kloster | 5. Komitatsbaus                         |
| 3. Gasthof zum Goldenen Löwen     | 6. Kön. Gerichtshof                     |

# OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

STADT AM NORD RHEIN



*Pázmány-Palais*



*Hauptplatz mit Gasthof zum Goldenen Löwen*



*Alte Bauerngasse*

# OSZK

Nemzeti Széchényi Könyvtár

werker und die Waren der Kaufleute, die sich des besten Rufes erfreuten, wurden in weiten Gebieten abgesetzt. Nach dem Ausgleich im Jahre 1867 setzte gleichzeitig mit der allgemeinen kulturellen Entwicklung auch in dieser Stadt ein bedeutsamer wirtschaftlicher und geistiger Aufschwung ein.

Nach dem Weltkrieg wurde die Stadt von den Tschechen besetzt, was nicht ohne Blutvergiessen vor sich ging. Während der zwanzigjährigen Herrschaft der Tschechen bewahrte die Stadt ihre ungarischen Überlieferungen mit rührender Treue und wuchs durch die vernünftige praktische Wirtschaftsführung ihrer Bevölkerung in der Tat bald zu einem Zentrum der Kleinen Tiefebene heran. Der überwiegende Teil der Einwohner besteht aus Kleinlandwirten; diese Schicht verleiht der Stadt ihr Gepräge. Sie bekundet neben einem zähen Festhalten an den Überlieferungen auch für die praktischen Erfordernisse der Zeit viel Empfänglichkeit. Sie wirtschaftet auch in Zeiten schwerster Prüfungen mit gesundem Sinn und macht sich die durch Zeit und geographische Lage gebotenen Möglichkeiten zugute. Gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts knüpfte der Landwirt von Érsekújvár (Neuhäusel) wirtschaftliche Beziehungen zu Deutschland an. Er suchte die grossen deutschen Viehmärkte auf, wogegen zu den seit 1884 gehaltenen berühmten Luxuspferdemärkten nicht nur aus Deutschland, sondern auch aus dem fernen Amerika Käufer kamen. Der Landwirt unserer Stadt erkannte richtig die Erleichterungen der technischen Bewirtschaftung und den Nachteil, der durch die einseitige Getreideproduktion entsteht. Er machte bereits zu Beginn des Jahrhunderts Versuche mit Leinenerzeugung.

Nach dem Weltkrieg trat das Bestreben nach intensiver Bewirtschaftung in den Vordergrund. Insbesondere wurde der Wohlstand der Landwirte durch die günstige Lage gehoben, die der Stadt eine einträgliche Obstproduktion ermöglicht. Diese entwickelte sich bedeutend und mit Recht erwartete jedermann, dass aus der Stadt ein zweites Kecskemét, das Eldorado der Obstproduktion wird. Die Obstproduzenten von Érsekújvár (Neuhäusel) lieferten Marillen, für die der Sandboden um die Stadt besonders günstig ist, bis nach Prag und den sudetendeutschen Städten. Das Obst reift hier mehrere Wochen früher, als in den Gebieten, die nördlich von der Stadt liegen, so dass die Landwirte der Stadt dem Publikum der Grosstädte die Primeurs lieferten. Seit der Rückgliederung zum Mutterland änderte sich diese Lage. Da sich die Sicherung neuer Märkte in der gegebenen Lage als schwierig erwies, wandte sich der Landwirt bereits anderen Produktionszweigen zu. Besonders günstige Aussichten eröffneten sich für die

Paprikaerzeugung, die in unserer Stadt und in den einige Kilometer von ihr liegenden Gemeinden Udvard und Zsitvasebes bereits aner kennenswerte Ergebnisse zeitigte. Érsekújvár (Neuhäusel) ist das drittgrösste paprikaerzeugende Zentrum Ungarns. Sachverständige erklären, dass der hier erzeugte Paprika an Vitamingehalt auch die berühmte Szegediner Produkte übertrifft. Übrigens wird in der Stadt gerade jetzt eine Paprika-Versuchsanlage errichtet, in der hervorragende Sachverständige Versuche zur Veredelung der verschiedenen Paprikaarten unternehmen werden.

Érsekújvár (Neuhäusel) ist jedoch nicht nur eine Agrarstadt, sondern auch ein blühendes industrielles Zentrum. Seit dem letzten Viertel des vergangenen Jahrhunderts entwickelte sich die Stadt zu einem wichtigen Eisenbahnknotenpunkt. Damals zog die Eisenbahn stets grössere kleinbäuerliche Schichten in die Stadt. Aus Österreich, Böhmen und Mähren kamen Angestellte der Eisenbahn und gingen in der Urbevölkerung auf. Auch heute ergeben die Angestellten der Eisenbahn einen bedeutenden Teil der Einwohner; sie bilden eine solide, sparsame, aufgeklärte Bürgerschicht, die mit ihrer materiellen Sicher gestelltheit die Entwicklung der Stadt wesentlich fördert. Bedeutsam für die Fabrikindustrie ist die Leder- und Schuhfabrik „Cikta“, die in ihren mächtigen Betrieben mehr als tausend Familienhäuptern den Lebensunterhalt sichert. Die Arbeiterschaft des modernen, hygienischen Grossbetriebs steht auf der Höhe der Zeit.

1930 zählte die tschechische Volkszählung in der Stadt 22.457 Einwohner. Seitdem hat sich diese Zahl erhöht. Die Tschechen versetzten zahlreiche Beamte und Arbeiter in die Stadt, doch vermochten sie die führende Stellung der Ungarn nicht zu erschüttern; vergebens wurden tschechische Schulen errichtet, vergeblich war auch der Versuch, die Einwohner politisch umzustellen, das Volk blieb den Tschechen fern.

Auch in der tschechischen Zeit herrschte in der Stadt ein blühendes kulturelles Leben, das sich seither nur verstärkte und jeden geistigen Rückstand unmöglich macht. Die umfassendste Kulturorganisation ist der Verein SzMKE (früher *Szlovenszkói Magyar Kultúregylet* — „Ungarischer Kulturverein in der Slowakei“, heute *Széchenyi Magyar Kultúregylet* — „Széchenyi Ungarischer Kulturverein“). Er wurde noch in den Jahren der Fremdherrschaft gegründet. Sein Ziel ist breit angelegte Volksbildung. Zur Zeit der Tschechenherrschaft unterhielt er sich ohne jede staatliche materielle oder moralische Unterstützung, nur aus der Opferwilligkeit seiner Leitung und der Mitglieder. Besonders in der Erziehung einer gebildeten Schicht leistete der Verein viel. In seiner Vortragsreihe kam die neue ungarische Intelligenz zu Wort,

die die Zeitfragen lebensnäher behandelte, als die Angehörigen der früheren Jahrgänge und das Ideal des fortschrittlichen ungarischen Kulturmenschen im Sinne eines edelsten Europäertums vertrat. Ihre Kundgebungen fanden im ganzen Land lebhaften Widerhall. Zahlreiche Mitglieder des jungen ungarischen Mittelstandes, der bäuerlicher Abstammung ist, wurden im Gymnasium der Stadt geschult, das gerade jetzt seinen hundertjährigen Bestand feiert. Diese Jüngeren sind heute bereits anerkannte Mitarbeiter der einheitlichen ungarischen Kultur. Vor 10—15 Jahren waren sie es, die ihren Blick als erste auf das Volk der ungarischen Dörfer richteten und im Banne der neuen volkhaften Dichtung, in erster Linie der Werke von Siegmund *Móricz*, Desider *Szabó* und Andreas *Ady* die Erforschung des Dorfes begannen. Aus der mit romantischem Schwung einsetzenden Dorfbewegung wurde seither ein Regierungsprogramm. Zum guten Teil kann die ganze heutige volkhafte Dichtung und soziale Einstellung auf diese Bewegung zurückgeführt werden.

Eine wirksame Trägerin des Bildungswesens der Stadt ist die mächtige Bücherei, wie sie nur wenige Provinzstädte von gleicher Grösse besitzen. Sie ist ein tägliches Bedürfnis nicht nur der Intelligenz, sondern auch der kleinbürgerlichen Schicht. Im Jahre 1938 verlies sie mehr als 33.000 Bände, was für die ausserordentliche Höhe des kulturellen Interesses zeugt. Im Bestand der Bücherei befinden sich ausser den Dichtungen der Klassiker auch Werke der ungarischen und ausländischen Dichtung unserer Zeit. Ein anderes reiches Kulturinstitut ist das *Städtische Museum*, das sich rasch entwickelt und die 500-jährige, ununterbrochene Geschichte der Stadt und ihrer Umgebung darstellt. Die stadtgeschichtliche Bücherei des Museums sammelt alle Werke, die sich auf die Geschichte der Stadt beziehen, Arbeiten von Stadtgebürtigen, ferner das auf die Stadt bezügliche Urkundenmaterial; ausserdem besitzt das Museum eine kostbare Fachbücherei zur Ungarnforschung, die als Grundlage der wissenschaftlichen Arbeit dienen soll.

Seit 1938 gehört die Stadt auf Grund des Wiener Schiedsspruchs wieder zu Ungarn. Sie hat ihre vielhundertjährige Stellung als Grenz-feste auch weiterhin behalten, liegt doch die Sprachgrenze in ihrer nächsten Nähe. Die Einwohner sind überwiegend Ungarn, doch gab es stets eine deutsche und slowakische Minderheit. Das Einsickern der Slowaken erfolgte aus dem Norden. Die Deutschen wurden angesiedelt, als die Stadt im 18. Jahrhundert ihre strategische Bedeutung einbüsste und die gewerbliche Entwicklung die Mitwirkung von Deutschen notwendig machte. 1725 kamen aus Sachsen und Württemberg deutsche

Kolonisten, 1762 gründeten sie eine Bruderschaft, die die Kapelle der Heiligen Anna erbauen liess. Die Volkszählung vom Jahre 1890 wies 465 Einwohner deutscher Muttersprache aus, doch fanden sich unter diesen auch Juden. Später nahm auch die Zahl der Slowaken ab, was als Folge der Verbürgerlichung betrachtet werden kann. Heute lebt das Ungartum im grössten Einvernehmen mit den Angehörigen der anderen Volksgruppen. Die Deutschen führen ein reges kulturelles Leben. Die Slowaken geben eine politische Wochenschrift *Slovenská Jednota* heraus.

Das äussere Bild der Stadt ist auf den ersten Blick anspruchslos, wie die meisten Bauernstädte in der Tiefebene. Dennoch bieten sich dem aufmerksamen Beobachter manche Schönheiten. Überall finden sich Tore mit weitem Bogen, kleine vergitterte Fenster, in die Höhe steigende Barocktürme, in Blindgassen eingeengte Häuser und andere Baudenkmäler. Auf dem Hauptplatz steht das alte Gebäude der einstigen Burgkaserne, heute ein Hotel (darin ein reiches Museum mit den Denkmälern einer alten Kultur, Erinnerungen an die Türkenzeit und eine volkskundliche Sammlung). Gegenüber das um 1630 errichtete Haus des grossen Fürstprimas Peter *Pázmány*, davor das schönste Kunstdenkmal der Stadt, die Dreifaltigkeits-Statue. In der Nordecke des Platzes steht das Kloster der Franziskaner. Im Hofteil des Gebäudes befindet sich unversehrt das Zimmer des türkischen Pascha, daneben das für diesen erbaute Bad. Unter dem Kloster öffnet sich der noch eingemauerte Eingang des Burgtunnels, dessen Gänge in der Tiefe des Hauptplatzes in die einzelnen Stadtteile führen. Die Stadt wird die Kasematten in nächster Zukunft erschliessen und als historische Sehenswürdigkeit dem Publikum zugänglich machen. An der Südseite des alten Burgplatzes steht das im 18. Jahrhundert erbaute Rathaus, einst ein protestantisches Kollegium; in der Nähe finden wir das Gebäude der alten Knabenschule. Hier befand sich das Untergymnasium der Franziskaner. Beachtenswerte Denkmäler der Volkskunst sind die geschnitzten Tore der Landwirtehäuser.

Überall wird der Besucher von den Erinnerungen einer reichen Vergangenheit empfangen. Doch zeugt die Stadt nicht nur durch ihre Vergangenheit, ihre Überlieferungen, sondern auch durch ihr Alltagsleben von heute für einen regen, unermüdlichen Geist. Seit der Rückgliederung wurde sie ein wichtiger Mittelpunkt mit zahlreichen Ämtern und Institutionen. Was unter den Tschechen fehlte: ein kräftiger Mittelstand, ist heute bereits vorhanden; gewiss wird dieser wesentlich zur Erfüllung der edlen Mission beitragen, die dieser Hauptstadt der Kleinen Tiefebene in der Gestaltung der ungarischen Zukunft zukommt.

# SZEKLER UNTEREINANDER

VON ARON TAMÁSI

In der sonnigen Mittagsstunde konnte man den Gesang der Bächlein, der fliegenden Käfer, der bunten Blumen hören. Die laue Luft wiegte in wunderbarem Rhythmus über der Landstrasse, die in dieser duftenden Welt silbrig glitzerte, und sich spielerisch in Windungen drehte. Hie und da flogen Vögel über sie, sonst breitete die Stille ihr Dach über sie, wie über eine unendliche Brücke.

Lange Zeit war niemand zu sehen.

Endlich kam doch von Szejke her ein Leiterwagen. Es war ein gewöhnlicher Bauernleiterwagen, von holpriger Art, von zwei kleinen Pferden gezogen. Oben auf einem Brett sass ein stämmiger Szekler mit heiterem Gesicht. Sein weisses Hemd leuchtete weithin und auf seinen Hosen verkündeten die blaugrünen, gewundenen Schnüre stolz:

— Ich bin aus Sófálva!

Gewöhnlich wurde er Spasskönig genannt. Er war nichtmehr blutjung, aber seine Augen sprühten noch immer vor Schalk, und auf seinem Antlitz spielte eine ulkige, kindliche Verschlagenheit.

Lustig trieb er seine Pferde vorwärts; als er auf die Anhöhe bei Szenttamás gelangte, sah er, dass ein Städter vor ihm auf der Landstrasse geht, zurückblickt, dann stehenbleibt.

— Da wird eine Bekanntschaft daraus — sagte der Szekler zu sich; trotzdem machte er so, als ob er den Mann nicht sehen würde. Aber der im städtischen Wams wartete, bis der Wagen zu ihm kam, dann lüftete er seinen Hut.

— Guten Tag, Alter! — grüsste er, und sein Kopf ging dem Hut nach.

— Den haben wir heut — sagte der Szekler.

— Lassen sie mich aufsitzen, Alter! Es wird bezahlt — sagte der Mann etwas protzig.

Aber der von Sófálva hielt den Wagen nicht an, sondern sah über die Pferde hinweg, dann lies er die Peitsche knallen und sagte:

— Also bitte, setzen Sie sich auf!

Der im städtischen Wams lief vor.

— Aber dann bleiben Sie doch stehen! — sagte er.

— Warum nicht, wenn man mir's sagt — und der Alte hielt die Pferde an. Plötzlich blinzelte er nach dem Herrn, dann nach dem Brett neben sich und ermunterte ihn schelmisch, er möge nur heraufkommen. Der im städtischen Wams zwängte sich irgendwie auf das Brett und wollte schon sagen: Ich bin Michael Lukács, Beamter aus Kolozsvár (Klausen-

burg), und komme jetzt, um meinen Grossvater in Korond zu besuchen — aber er schluckte es im letzten Augenblick hinunter, da er merkte, dass der Szekler nicht viel von ihm hält.

So fuhren sie schon einen halben Kilometer auf der staubigen Landstrasse und keiner sprach auch nur ein Sterbenswörtchen. Der Szekler lachte innerlich darüber, wie wenig die Lage dem Städter passte. Er blickte schelmisch nach den Feldern und den Bergen in der Ferne, als wenn das ganze Land ihm gehören würde. Aber mit dem Reden, mit dem wartete er, denn er war der Meinung, dass der Herr damit anfangen müsse.

In der Tat wurde der Beamte jetzt lebhaft, rückte ein wenig nach vorne auf dem Brett und sagte:

— Wo gehören sie denn hin, Alter?

— Ich in die Erde. Und Sie?

Die Antwort war ein bischen unerwartet für den Herrn, aber er dachte, er könne auch so etwas sagen, und sprach:

— Ich bin aus der Schweiz, wissen Sie, wo das ist?

Der von Sófalva kam nicht in Verlegenheit, sondern antwortete leichthin:

— Wie sollt ich's nicht wissen, ich hab ja auch eine Kuh von dort.

Herr Lukács setzte sich sofort in seine frühere Stellung zurück. Er überlegte, ob er nun eine Grobheit sagen, oder den Mann verachten und aussteigen, oder ob er selbst so von oben herab die Unterhaltung fortsetzen soll. Schliesslich entschied er sich für Letzteres und sprach:

— Wissen Sie Alter, ich komme aus Amerika. Jetzt ist's schon bald ein halbes Jahr, dass ich mit Schiff und Eisenbahn, Flugzeug und Boot, Auto und Motorrad, Pferd und Wagen komme.

Der Szekler hielt darauf seinen Zeigefinger hoch und sagte andachtsvoll:

— Mister!

Aber Herr Lukács wurde jetzt nicht mehr verlegen. Jetzt war er bereits in Schwung und wandte seine ganze Kraft darauf, diesen groben Bauern zu verblüffen. Er sprach mit dem ganzen Körper, als er fortfuhr:

— Es gibt keinen Menschen auf Gottes Erdboden, der so viel mitgemacht hat, wie ich in den letzten zehn Jahren, seitdem ich in Amerika lebe, wissen Sie. Ich zog aus der Schweiz hinaus, konnte deutsch, französisch, englisch und noch ein Dutzend Weltsprachen. Und als ich draussen war, erhielt ich doch keine Arbeit, so eine Herrenarbeit, wissen Sie, sondern musste von den Fischen die Schuppen abkratzen, denn die Strassen in New York sind mit Fischschuppen gepflastert, wissen Sie! Dann aber kaufte ich mir eine Farm, nahe zum Tren, gegen das Zentrum zu; auf dieser waren Bananenwälder und Tausende von Ananas. Nun trat ich in eine Bankgesellschaft ein, wurde Vizepräsident, und als ich schon Hunderttausend Dollar in der Bank hatte, dachte ich mir: Michael, nun hast du

genug von Geld und Ruhm, jetzt gehst du nach Hause nach Europa und kaufst in Korond die Aragonit-Bergwerke...

Hier schnaufte er noch einmal, dann wartete er mit grosser Selbstzufriedenheit, was der Szekler wohl sagen würde.

Dieser aber liess die Peitsche knallen und sagte nur gleichmütig:

— Schau, schau, könnte der Herr nicht einmal lügen?

Der im städtischen Wams krümmte sich nur, dann machte er eine Bewegung, um von dem Wagen zu steigen. Doch der von Sófalva hielt ihn lebenswürdig am Arm zurück.

— Bleiben Sie nur sitzen — sagte er — sehen Sie nicht, wie gut wir die Zeit vertreiben?

Der Herr überlegte sich die Sache und blieb sitzen. Er glaubte, dass der Szekler jetzt endlich nachgegeben hätte und erwartete ein weiteres Entgegenkommen. Aber der andere schwieg so lange, bis er einen Hund auf der Strasse erblickte. Da sagte er hinterhältig:

— Sehen Sie, dieser Hund ist gescheiter, als mancher Mensch.

— Warum denn? — fragte der Beamte.

— Unter anderem deshalb, weil er nur dann bellt, wenn es nötig ist.

Herr Lukács dachte, dass er sich langsam abhärten würde, übergieng die Anspielung und begann zu erklären:

— Dann muss man aber auch sagen — sprach er —, dass so ein Hund nicht einmal denken kann, und so hat er auch keine Ansicht über eine Frage. Nur Instinkte hat er, wissen Sie, den Selbsterhaltungstrieb und anderes. Allerdings lernt man soetwas auf dem Lande nicht — bemerkte es bissig.

Unterdessen kam der Leiterwagen an einer Büffelherde vorbei. Statt einer Antwort wies der Szekler in die Richtung der Herde, und fragte so unschuldig, als ob er sich nur zerstreuen wollte:

— Wissen Sie auch, was schwärzer ist, als ein Büffel?

— Ein böser Mensch! — fiel darauf Herr Lukács ein.

— Verantworten Sie das auch vor der Welt?

— Gewiss, vor Gott und der Welt.

— Dann soll's mir recht sein — liess der Szekler nach und zog die Zügel.

— Hüa, nach Hause! — sagte er.

Eine Zeit lang schwieg er, um Herrn Lukács Zeit zu lassen, den Hund zu vergessen. Auf einmal aber lachte er auf.

— Was lachen Sie denn? — fragte der Beamte.

— Mir ist jetzt eben eine lustige Geschichte eingefallen.

— Erzählen Sie doch! — bat der andere —, ich höre soetwas sehr gerne und habe selbst schon einige lustige Geschichten über die Szekler geschrieben.

Der alte schob den Hut von der Stirn und begann zu erzählen:

— Es war einmal ein armer Mann, der hatte einen Sohn, eine Tochter und einen Hund. Dazu ein grosses, ganz schwarzes Tier. Einmal dachte

er, er werde die ganze Familie auf den Verstand prüfen und versammelte sie alle. Zuerst fragte er das Mädchen: Liebes Kind, was ist schwärzer, als dieses schwarze Tier? — Die unglückliche Liebe — antwortete das Mädchen. Dann fragte er den Sohn: Lieber Sohn, was ist schwärzer, als dieses schwarze Tier? — Der böse Mensch — antwortete der Bursche. — Und du mein Hund — fragte er diesen, — sag mir, was ist schwärzer, als dieses schwarze Tier? — Der Hund wedelte mit dem Schwanz und entgegnete: — Mein lieber Herr, schwärzer als dieses schwarze Tier ist nur das, was das Auge schwärzer sieht.

— Richtig! — sagte schnell Herr Lukács.

— Nun aber sagen Sie: wer von den dreien war der Gescheiteste? — fragte der Szekler.

— Gewiss — der Hund!

— Sehen sie: Ich habe Sie früher gefragt als den Hund und doch sind Sie mit ihrer Antwort hinter ihm zurückgeblieben.

Nun erst merkte der im städtischen Wams, wie ihn der Szekler hinters Licht führte.

— Lassen wir das Ganze! — sagte er.

— Ich hab ja keinen Nutzen davon! — gab ihm der Alte nochmals einen Schlag.

Munter trabten die Pferdchen zwischen den blühenden Wiesen dahin. Schon liessen sie zwei Dörfer hinter sich, das dritte oben am Berg tauchte bereits auf, die Häuser leuchteten weithin im Schein der untergehenden Sonne.

Herrn Lukács aber berührte dies nicht. Er schloss seine Augen und tat, als ob er schlief. Der Szekler sah ihn an, dann liess er die Pferde schneller laufen, aber der Herr öffnete die Augen auch dann nicht. Schliesslich stand der Alte auf und hob das Sitzbrett, dass der andere fast vom Wagen fiel.

— Schlafen Sie nicht, der Regen kommt! — sagte der Alte.

Herr Lukács sah sich um und untersuchte den Horizont.

— Wo denn? — fragte er. — Wo Gott will. — Was für eine Religion haben sie denn, Alter? — Ich halt's mit der Kutte. — Ich bin Unitarier — antwortete der andere. — Auch eine gute Religion, die heidnische aber ist besser. — Warum denn? — wollte der Herr wissen. — Weil die gar keinen Gott hat.

Aus all diesem sah Herr Lukács, dass sie endlich doch Freundschaft schlossen. Wenigstens fasste er Vertrauen, und als ihnen im nächsten Dorf eine hübsche dralle junge Frau entgegenkam, zwinkerte er und meinte:

— Es wäre gut, wenn wir sie in die Mitte nehmen könnten! — Welche Hälfte wählen sie? — fragte der Szekler. — Die Linke. — Dann stimmt es, denn mir ist die rechte lieber. — Da hätten Sie nicht viel davon. — Ich weiss schon, warum ich die rechte nehmen würde! — zwinkerte nun auch der Szekler. — Herr Lukács wurde auf einmal sehr gelehrig. — Warum

denn? — erkundigte er sich näher. — Weil die Frauenzimmer die rechte Hälfte nicht auf der rechten Seite haben.

Hierin war auch der Herr mit ihm einverstanden. Bis zum Dorfende lachte er darüber. Nun holten sie eine Schar junger Burschen ein. Der Szekler zählte sie und sagte:

— Dreizehn.

— Genug für ein ganzes Haus — meinte der andere um Freundlichkeit bemüht.

Doch der Alte hörte nicht hin. Er sann nach, dann nahm er seinen Tabak hervor, drehte sich eine Zigarette, zündete sie an und sagte:

— Was ist mehr, wenn Sie es wissen, dreizehn Weiber oder dreizehn Burschen?

— Dreizehn Weiber — antwortete Herr Lukács.

— Der Szekler wollte dasselbe sagen, daher fragte er etwas ungehalten:

— Warum denn?

— Weil — meinte der Beamte — von den dreizehn Frauen eine bis zwei gewiss auch ein Kind unter dem Herzen tragen, und die zähle ich auch mit.

— Allmählich kommt ihm der Verstand — sagte sich der Szekler, wollte aber nicht um die Welt der dümmere bleiben.

— Ich würde sagen — bemerkte er nach einigem Überlegen —, dass dreizehn Burschen doch mehr sind.

— Wie erklären Sie das? — erkundigte sich Herr Lukács.

— Rechnen Sie nur nach: die dreizehn Burschen haben dreizehn Körper und dreizehn Seelen, das macht zusammen sechsundzwanzig. Aber die dreizehn Weiber haben dreizehn Körper und nur eine Seele.

— Und welcher von den dreizehn gehört diese Seele? — fragte Herr Lukács.

— Keiner, sondern dem Teufel — erklärte der Alte.

Diese eine Niederlage gab der Beamte gerne zu, war er doch in seinem Leben neunmal hoffnungslos verliebt. Mehr als einen Kilometer lang lachte er über diesen Ulk. Da bemerkte er, dass sie schon bald nach Korond kämen, wo er absteigen wird. Nun wurde er auf einmal munter, am liebsten wäre er geflogen, oder hätte sich wenigstens irgendwie Luft gemacht; er sah sich um, was er unternehmen könnte. Auf einmal kam ihm eine gute Idee: er beugte sich aus dem Wagen, fuhr dann erschrocken zurück und begann zu schreien:

— Ho, Alter, ho! Das Rad will herausfallen!

Der Alte brachte seine Pferde sofort zum Stehen, sprang vom Wagen und lief fluchend auf die andere Seite, sagte aber dann verwundert zu dem Herrn:

— Es will doch garnicht herausfallen!

— Es wollte schon, aber der Radnagel lässt es nicht! — sagte Herr Lukács.

Der Alte schluckte, dass ihn ein Städter so gründlich hinterging. Er sagte aber kein Wort, sass auf und fuhr freundlich weiter. Insgeheim schmiedete er aber Rachepläne. Auf einmal leuchteten seine Augen auf, dies war das Zeichen: gleich bekommst du den Hieb zurück!

Inzwischen kamen sie ins Dorf; Herr Lukács sagte:

— Bei der Brücke dort steige ich ab.

— Bei welcher?

— Bei der hier.

Kaum hat er dies ausgesprochen, schlug der Szekler auf die Pferde ein und der Wagen raste dahin.

— Bleiben Sie stehen! — schrie Herr Lukács.

Doch der Alte schlug die Pferde nur noch mehr; schon kamen sie aus dem Dorf und jagten wie wild die Strasse hinauf.

— Sehen Sie doch nach dem Rad, ob es nicht herausfällt!

Ohne das Tempo zu vermindern, kamen sie in das nächste Dorf; dort hielt der Szekler die Pferde vor einem Haus. Dann meinte er schnaufend:

— Nun wären wir zu Hause, Gott sei Dank!

Der Städter sprang vom Wagen und brüllte ausser sich:

— Schweinerei! So zu rasen!

Dann setzte er mit Nachdruck hinzu:

— Ich bin Michael Lukács, damit sie's wissen! Der Sohn von Peter Lukács aus Korond, damit sie's nur wissen!

Der Szekler starrte ihn an, dann kratzte er sich den Kopf.

— Der Teufel soll's holen — stiess er heraus — der Peter Lukács ist doch mein Vetter!

Beide wurden plötzlich klein. Dann kehrte der Alte mit seinem Wagen um und sprach:

— Komm, Neffe, setz dich auf, ich fahre dich nach Hause!

Herr Lukács schlug seinen Hut an die Leiter und hielt sich den Bauch vor Lachen.

Nun sassen sie wieder auf dem Wagen.

— Also woher kommst du denn? — fragte der Alte.

— Ich von Klausenburg. Und Sie, Onkel?

— Ich habe ein wenig Salz nach Udvarhely getragen.

Vor einem Wirtshaus hielten die Pferde. Der Szekler stieg ab.

— Komm herein, Neffe! Trinken wir ein halbes Liter auf dieses Gesellschaftsspiel!

Drunten rief der Alte ganz jugendlich:

— He, ein Liter vom Besseren!

Der erste Stern am Himmel lächelte auf Sóvidék herab.

Im Dorf beteten die Kinder.

# PUSZTA IM WINTER

ALEXANDER PETÓFI

Hei, jetzt sind erst wirklich pusztenöd die Puszten!  
Was Frühling und Sommer fleissig sammeln wussten  
Lässt der rote Prasser  
Herbst, wie Sand und Wasser  
Durch die Finger rinnen, dass statt all' der Schätze  
Find' doch was der Winter: ihre leeren Plätze.

Keine Schafe blöcken, keine Glöckchen läuten,  
Keine Hirtenflöte klagt in ihren Weiten,  
Schweigen alle Äste,  
Fort sind ihre Gäste,  
Auch der Wachtelkönig schlägt nicht mehr im Rasen,  
Selbst die kleinste Grille Rückzug schon geblasen.

Gleich vereistem Meere, eben ist die Heide  
Tief, wie müder Vogel, zieht der Sonne Scheibe  
Oder kommt's vom Stare,  
Dem Geschenk der Jahre,  
Dass sie nichts gewahrt mehr ohne sich zu bücken?  
Vieles ist ja eh' nicht unten mehr zu blicken.

Fischer-, Hegerhütten sind leer — still der Weiler,  
Drin im Heue stecken tief die Ochsenmäuler,  
Kommt's sodann zum Tränken,  
Bei dem Abendsenken,  
Hört man ab und zu ein Rindlein kläglich brüllen,  
Möchte lieber seinen Durst im Teiche stillen.

Von dem Bodensparren Tabakblätter, dicke  
Nimmt der Knecht ab, schneidet sie in grobe Stücke,  
Auf der Schwelle — alsdann  
Zieht die Pfeife langsam  
Aus der Stiefelröhre, stopft sie, schmaucht und Blicke  
Wirft aufs Vieh zuweilen, ob nicht leer die Krippe.

Auch die Tsardas schweigen. Wirt und Wirtin können  
In der Ofeneck' sich lange Schläfchen gönnen.

Niemand zieht die Strasse  
Nach dem Rebennasse  
Ruhig könnt man fort die Kellerschlüssel schmeissen,  
Auf dem Wege hohe Schneegebirge weissen.

Böse Winde, Stürme sind da jetzt die Herren  
Jener wirbelt oben, dieser kommt versperren  
Mit sprühenden Blicken  
Tief unten, des dritten  
Ringers Pfad, der brausend springt dem Feind entgegen,  
Dass die Flocken spritzen, wie ein Funkenregen.

Schiessen sie dann, abends müde ihre Lider:  
Fahle Nebel sinken auf die Eb'ne nieder  
Lassen die Betyaren  
Flüchtig nur gewahren  
Die, auf raschen Hengsten hin zum Obdach traben,  
Hinter ihnen Wölfe, über ihnen Raben.

Wie vertrieb'ner König nach dem eignen Lande,  
Blickt zurück die Sonne noch vom Erdenrande.  
Blickt mit grimmem Fieber,  
Morden möcht sie lieber,  
Dann — eh' noch ihr Aug am andern Rand — lässt ohne  
Hoffen sinken ihre bluttriefende Krone.

Übersetzt von vitéz Georg Dieballa v. Fehérvár

# F E R K E L

JOSEF ERDÉLYI

Es hat in eines Schneegestöbers Nacht  
Neun Ferkel unsre Sau zur Welt gebracht.  
Neun Ferkel! Welch Vermögen! Und man darf  
Sie draussen lassen nicht! Der Frost ist scharf.  
Man legt sie in den Korb, deckt zu ihn nett  
Und stellt ihn in der Stube unters Bett.

Wie grunzten, drängten sich die Kerlchen froh.  
Sie zitterten und unter ihnen Stroh.  
Wir freuten uns. Ein jedes Ferkel war  
Ein Einfall, übermütig, purzelbar.  
Sie waren so possierlich, dumm und zart,  
Zum Fressen süß, ein Spielzeug liebster Art.  
Im Bett wir Prinzen, nobel und adrett,  
Und unsre Untertanen unterm Bett.

Röff! Röff! So tönt es unterm Bette schwach,  
Als würde es im Herzensgrund uns wach.  
Es kommt aus selgen Seelentiefen gar,  
Wo noch ein Tier der Mensch, der arme, war,  
Ein scheues Tier, das nackt noch wandern musst'  
Und' hört es heut' noch der Jugend Traum.  
Als wie verwunsch'ne Brüderchen der Mär'  
Begrüssten wir der kleinen Gäste Heer.

Röff! Röff! Ich hörte das auch noch im Traum  
Und hör es heut' noch der Jugend Raum.  
Ich hör's auch unterm Sterbebett gewiss,  
Wie damals, in der Frostnacht Finsternis,  
In meinem warmen Herzen irgendwo,  
Tief unter unsrem alten Bett, im Stroh.

O Ferkel klein, Gedanken toll und licht!  
Bleibt stets bei mir! Bleibt und verlasst mich nicht!  
Der Winter knirscht mit eisger Todesgier,  
Kommt drum, zu wärmen euch, herein zu mir!  
Grunzt, grunzt! Wie macht mich selig die Musik!  
Der Eber, euer Vater, Zorn im Blick,  
Und eure Saumama, für die ist gut  
Der Stall. Denn leicht verträgt des Frostes Wut  
Ein altes Schwein.

Übersetzt von Friedrich Lám

# CASSOVIA

Holzschnitt 1928

ALEXANDER MÁRAI

*Traube und Nuss ich in der Kammer seh  
Am Hradova steht meterhoch der Schnee*

*Und eines Tags bracht' man Rákóczis Reste  
Mich führt' mein Vater an der Hand zum Feste*

*Ruinen gleicht der Dom im Nebelschleier  
Er drückt der Welt so sicher, ungeheuer*

*Das Tor glänzt dunstig, in Opalen-Hülle  
Die kleine Stadt lebt rings gemächlich stille*

*Im Park hat sich der Bischof einst ergangen  
Und streichelt' mir mit reicher Hand die Wangen*

*Zwar meist allein, — von Domherrn auch begleitet,  
Mit Troddelhut, mit krummem Stock er schreitet*

*Ein wahrer Hirt, hat er selbst nachgesehen  
Ob seine Schäfchen nicht von dannen gehen?*

*Wo ist der Hirt? Wo kehrt die Herde ein?  
Maifest am Bankó wird im Juli sein, —*

*Nur so kann ich das Bild in Reime zwingen,  
Wie Kinderwürfel bunte Bilder bringen.*

*Alt Kaschau meines Traums, den Schnitt verstehen,  
Verblasstes Bild im bunten Weltergehen*

*Verblasstes Bild, die Farben nichtmehr blinken:  
Den Schmid Kukovszky sehe ich da hinken*

*Der in der Werkstatt lebt mit seinen Krähen  
Um ihn Rauch, Funken, Schmutz und Asche wehen*

Vulkangleich schweisst er insgeheim für Herren  
Schlüssel, die öffnen, Schlösser, welche sperren.

Es grüsst der Redakteur; La Vallière Kravatte  
Er bis zum spitzen Bauch herunterbaumeln hatte.

O erster Vers! Borgis, Cursiv! Das Blei  
Riecht immer stark in alter Druckerei

Im dumpfen Hofzimmer Buchstaben, Leisten  
In Erz sie den Ideen den Vorschub leisten

Garmond, gar feierlich! Petit zum Spielen!  
O seltsam Spiel, ein grausam Hasardieren!

Immer va-banque und immer für das Ganze  
Mit ganzem Blut, mit Zweifeln, Glaubensglanze!

Am ersten Tag im Park beim Abendscheinen  
Wollt ich ob eines Verschens grade weinen,

Am Mühlenbach hat's mich nachhaus getrieben  
Weil ich auf dieser Welt allein geblieben

Ich sollt' ins Schalkhaus zu dem Balle gehen —  
Habe die „Wiese“ seither nicht gesehen.

Wie des Chinesenkünstlers Trick: im Bilde  
Er sich dann selbst ergeht in dem Gefilde

Er bummelt in der Landschaft, in der zarten  
Ihm so vertraut, — will doch auf Wunder warten —

So schreit ich in der Skizze, meine Schöne,  
Sie ist noch feucht vom Tusch, von meiner Träne.

Wohin schwand Duft, Geschmack und das Erinnern  
Es ist, verging, lebt — doch nur als Erinnern.

Was Duft war und Geschmack, dünkt uns mitunter  
Irgend ein schwindelnd bösvertraktetes Wunder.

Im schiefen Turme deines Lebens immer  
Meid' das Geländer, unten ist es schlimmer

*Im Trödelraum, in dem Abfalle wimmeln  
Erinnerungen, deine Lieben schimmeln*

*Der Toten Anblick ist von weiter Strecke  
Wie auf den alten Bildern Moderflecke*

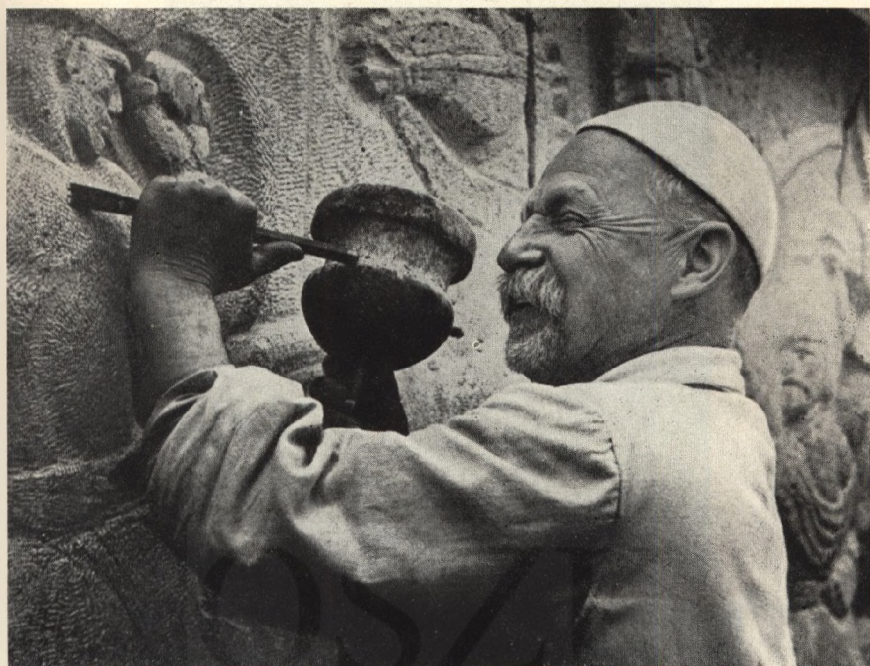
*Moder und Schmutz der Jahre! Unterdessen  
Hab' ich des Freundes Züge ganz vergessen.*

-----  
*Von dem Verlorenen ist nur dies geblieben:  
Ein simpler Schnitt, gleichend der Stadt, der lieben.*

Übersetzt von Árpád Guilleaume

OSZK  
Országos Széchényi Könyvtár

AUS DER WERKSTATT DES BILDHAUERS  
FRANZ MEDGYESSY



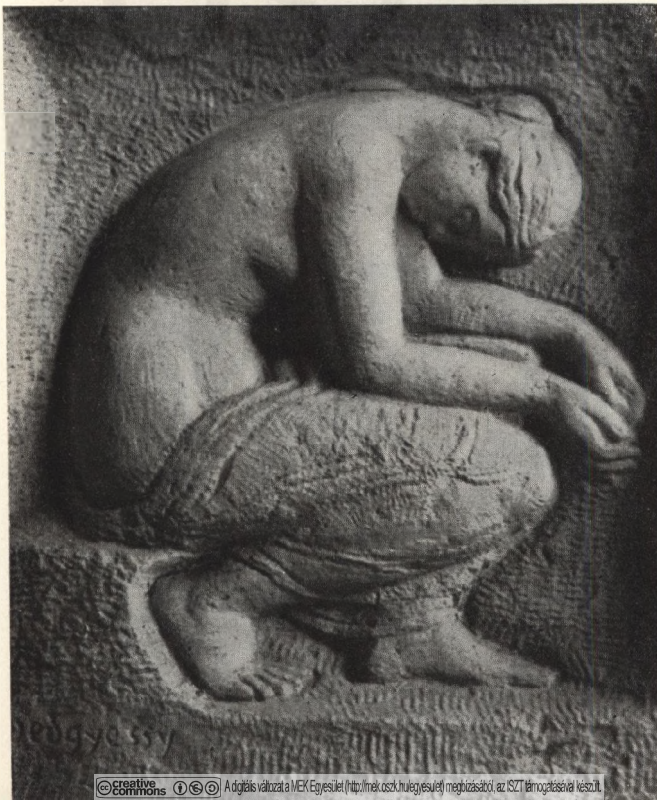
Der Künstler bei der Arbeit



Relief, Teilaufnahme

# OSZK

Országos Széchényi Könyvtár



# OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

**Mozart-Abend des D. W. I. in Budapest.** Im Rahmen einer würdigen und innigen Feier beging am 10. Dezember 1941 das *Deutsche Wissenschaftliche Institut in Budapest* den 150. Todestag des grossen Tondichters. Im Mittelpunkt des Abends stand die vorbildliche musikalische Darbietung des *Schlesischen Streichquartetts*, das in vollendeter Ausführung mehrere Kammerwerke des Komponisten spielte. Vor dem musikalischen Teil hielt Legationssekretär Dr. Karl Heinrich *Frahne* einen feinsinnigen, geistvollen Vortrag über das Thema *Warum lieben wir Mozart?*, dessen Gedankengang wir im folgenden wiedergeben.

„Wenn wir uns überlegen“ — hiess es in dem Vortrag Dr. Frahnes — „welche Eigenschaften uns beim Anhören einer Mozartschen Sonate, Sere-nade, Symphonie oder Oper am stärksten ansprechen, so sind es: die *Grazie*, der *Schwung*, die *Dämonie* und die *Wehmut*... Die *Grazie* der Mozartschen Musik ist wohl das, was die Menschen seit jeher am ehesten beeindruckt, freilich auch am leichtesten zu Missverständnissen verleitet hat, weil sie sich plumpen Zugriffen entzieht oder unter ihnen zu blosser Heiterkeit, simpler Jugend oder gar Feminismus entartet. Man sollte jedoch, wenn die Zeit auch dazu zwingt, mit der ganzen Sohle aufzutreten, die Freude am Tänzerischen nicht verlieren und nicht vergessen, das zu seinen Attributen ausser dem leichten Sinn auch der edle Anstand gehört. Anmut und Würde sind, um *Schillers* schöne Formulierung zu gebrauchen, ein Schwesternpaar, dessen Unzertrennlichkeit sich gerade an Mo-

zart offenbart. Ich brauche in diesem Zusammenhang wohl nur an die G-Moll Arie der *Pamina* aus der „Zauberflöte“ zu erinnern, in der sich die Ziergesangskultur des 18. Jahrhunderts bis in das letzte Nötchen hinein zu edelstem Seelenausdruck verwandelt hat.“ Der *Grazie* Mozarts haftet „etwas durchaus Weltmännisches an, das für das ganze 18. Jahrhundert so symptomatisch ist und dessen Ausläufer wir noch an *Bismarck*, seinem Kabinettsstil und seiner grossen Höflichkeit zu Frauen und Kindern wahrnehmen. Vor allem aber liegt für uns... in der *Grazie* Mozarts... etwas unerklärlich Aufregendes: denn wie kamen so gewaltige Männer, wie er, *Bach*, *Händel* oder *Gluck* dazu, ihren doch wahrhaft starken Kaffee in blütenzarte Meissener Tassen zu giessen?... Ist die Mozartsche *Grazie* zu einem guten Teil auch ein Kind ihrer Zeit, so ist der *Schwung*, den seine brausenden Allegros haben, bereits sein alleiniges Eigentum“. Bei Mozart wirkt „auf kleinstem Raum und mit den sparsamsten Mitteln eine solche Feuerkraft, dass wir wie elektrisiert in die Höhe fliegen. Ich denke da vor allem an den letzten Akt der „Zauberflöte“... oder an den Schlusssatz der Jupitersymphonie... Wenn *Grazie* und *Schwung* wie Morgen und Mittag zu den Tageszeiten der Mozartschen Seele gehören, so sind ihr Abend und ihre Nacht durch *Wehmut* und *Dämonie* gekennzeichnet. Die *Dämonie* erklären seine Verehrer für das Herz- und Kernstück der Mozartschen Musik, für sein persönlichstes Erlebnis. Tatsächlich aber tauchen diese berühmten plötzlichen

Fortissimo-Stellen, ... auch schon sehr ausgeprägt bei Gluck auf. Als Kunstmittel sind sie also nichts unbedingt Neues; aber als Symbol verraten sie, in welche Abgründe der halkyonische Meister geschaut, wie er gleichsam dauernd auf Messers Schneide gelebt hat und aus welchem Erz sein Schild bestanden haben muss, dass Tod und Teufel ihm nichts anhaben konnten. Die Reichtümer und Machtmittel, über die Mozart verfügt hat, musste er freilich teuer genug bezahlen. Mit 35 Jahren war sein Leben zu Ende... Es bleibt einer der herbststen Unglücksfälle in der Geschichte der Musik, wie des Deutschtums überhaupt, dass die unvorstellbaren Entwicklungsmöglichkeiten, die im Schöpfer der „Zauberflöte“, des Stadler-Quintetts in A-Dur mit der Klarinette, des letzten Klavierkonzerts und des dramatischen Goetheliedes „Das Veilchen“ schlummerten, so früh abgebrochen wurden. Die Ahnung eines frühen Todes liegt wie ein Schleier über den reifen Werken Mozarts und verleiht ihnen jene süsse *Wehmut*, die wir... als seine kostbarste Hinterlassenschaft auffassen und hüten... In der gleichsam herbstlichen Abschiedsstimmung der Mozartschen Todestonart G-Moll spiegelt sich... das schmerzlich-schöne Zeitgefühl des Rokoko wider, von dem Mozart getragen wurde und dem in der abendländischen Stilgeschichte gleichfalls nur eine kurze Lebensdauer beschert war, weil es, wie Mozart, dem Vollkommenen allzu nahe stand... Mozart gehörte zu den seltenen Künstlern, die den Zustand absoluter Willensfreiheit bei höchster Form erreicht und durchgehalten haben, deren ganzes Werk wie eine Inkarnation der vom Wollen ungetrübten, der platonischen Idee anmutet... Dieser kleine Mann mit den hässlichen Ohren, der Cyrano-Nase und dem ewig liebebedürftigen Herzen, dieses Musterbeispiel strengster Arbeitszucht, den

die eigene Dynamik wie im „Don Juan“ fast zersprengt hat, der in der „Zauberflöte“ durch Feuer und Wasser gewandelt ist, wie *Dante* durch die Hölle, dieser tiefe Melancholiker des „Requiem“, dem der Tod in der Brust sass — wirkt er nicht trotz allem, wie die Schönheit, die Freiheit und die Freude in Person? Scheint es nicht, als ob alle übrigen grossen Meister der Musik — *Beethoven, Brahms, Bruckner* — zum Himmel streben, während er selbst unmittelbar von dort kommt? Ist das ganze aus Grazie, Schwung, Dämonie und Wehmut gemischte Weltenschauspiel, das er uns bietet und das uns in seiner zarten Ausgeglichenheit fast wie ein Theater auf dem Theater anmutet, nicht ein sichtbarer Ausdruck dafür, dass ein unendlicher Wille hier endlich einmal nichts mehr will, sondern mit seiner eigenen Kraft spielt?... Wie es dazu kam, dass gerade Mozart die Idee der Musik am reinsten verkörperte, ... das ist ein reiner Gnadentakt, der sich menschlicher Erklärung entzieht. Wohl aber dürfen wir uns mit Stolz und Dankbarkeit daran erinnern, dass sich die Alpenkette grosser Musiker im wesentlichen durch deutsche Lande zog und dass ihr hellster Gipfel, Mozart, ein *Deutscher* war. Freilich: in seiner Wirkung ist Mozart so weit über die Grenzen seiner Heimat hinausgedrungen, dass er längst zum Kulturbesitz aller Nationen gehört. Ja, die Verschmelzung, die südliche Monodie und nordische Kontrapunktik in ihm gefunden hat, ist so nahtlos, dass viele an ihm gar nicht mehr das Deutsche spüren. Um so angebrachter ist es heute, wo sein 150. Todestag mit der grössten deutschen Geschichtswende zusammenfällt, daran zu erinnern, wie stark sich Mozart als *deutscher* Künstler empfunden hat... Es kann im Bewusstsein der deutschen Musik und des deutschen Reiches, die ein so sprechendes Zeugnis für die Spannweite

der deutschen Seele ablegen, nicht Wunder nehmen, wenn der Wunsch, die Wucht und die Fülle des heutigen Geschehens neben die hohen Formen der Vergangenheit zu stellen, gerade in uns Deutschen lebendig ist, wenn wir, bei allem Unterschied zwischen Kunst und Politik, die enge Verwandtschaft im Wollen und in der Haltung unserer grossen Klassiker wie unsrer grossen Zeitgenossen spüren. Wie die deutsche Jugend, die für die Grösse des Reiches und für die Freiheit Europas an allen Fronten kämpft, ohne die Gedichte Goethes und Hölderlins im Tornister nicht vorstellbar ist, so ist ihr musikalischer Teil nicht denkbar ohne die tiefste innere Beziehung zu Mozart."

**Deutsche Kulturveranstaltungen in Debrecen.** Die Anfang November eröffnete *Zweigstelle Debrecen des Deutschen Wissenschaftlichen Instituts Budapest*, zu deren Aufgaben auch der ungarisch-deutsche Kulturaustausch gehört, hat im November und Dezember des vergangenen Jahres bereits eine Reihe wirkungsvoller deutscher kultureller Veranstaltungen in Debrecen durchgeführt oder vermittelt. An erster Stelle ist hierbei das glänzende Konzert des *Dresdner Kreuzchores* zu nennen, das zweimal den grössten Saal der Stadt füllte. Die 60 frischen Sängerknaben der Dresdner Kreuzschule, an der auch Richard *Wagner* Schüler war, gewannen sehr rasch die Herzen der Debrecener „cives“, bei denen sie auch äusserlich sehr gastfreundlich aufgenommen wurden. Das Konzert begann mit der alten grossen deutschen Musik von Heinrich *Schütz* und Joh. Seb. *Bach*. Des letzteren „Singet dem Herrn ein neues Lied“ — ein Prüfstein der grössten deutschen Chöre —, erklang in einer Reinheit und Klarheit, wie es nur jugendfrischen Knabenstimmen, für die es ja der Thomaskantor geschrie-

ben hat, möglich ist und auch dann nur, wenn sie in straffer, geisterfüllter Gemeinschaft geschult sind. Der selbst noch jugendlich elastische Leiter des Chores, Prof. Rudolf *Mauersberger*, bewies damit, dass er aus der Vielfalt der in verschiedenem Alter von 10 bis 18 Jahren stehenden Jungen ein einziges Instrument geschaffen hat, das in höchster Disziplin dem leisesten Wink des Meisters gehorcht und somit fähig ist auch die edelste und schwierigste Vokalkunst klar und klangvoll zu gestalten. Erstaunlich, wie dabei auch die zartesten Saiten des Gefühls ertönen, was besonders in dem herrlichen „Ave Maria“ *Bruckners*, das doch scheinbar dem jugendlichen Genius so fern liegt, seltsam ergreifend wirkte. Der „Kuppelgesang“ aus dem *Parsifal* erschloss uns *Wagner* in einer Weise, wie ihn wohl nur wenige kennen. Höchster Ernst und schwingvollste Begeisterung wurden hier von den jungen Sängern erreicht — freilich nur für einen Atemzug strengster Anspannung: danach wandten sie sich leichteren Bezirken zu, die auch die Kinderseele zum Durchbruch brachten. Humorvolle, gefühlsinnige oder auch kampffreudige Lieder aus alter und neuer Zeit wechselten in bunter Folge miteinander ab, bis der Abend mit der tiefinnigen Wiedergabe alter deutscher Weihnachtslieder seinen stimmungsvollen Abschluss fand.

Wie sehr charakteristisch die chorische Disziplin für die neue Kunstgestaltung in Deutschland ist, bewies auch ein zweiter Abend, der der Muse des Tanzes gewidmet war. Die Kammeranzgruppe *Jutta Klamt* aus Berlin zeigte im Csokonai-Theater ihre einzigartigen chorischen Symphonien, wie sie kurze Zeit vorher in Berlin unter grösstem Beifall uraufgeführt worden waren. Es sind dies eigentlich Tanzdichtungen oder Tanzkompositionen, wobei die Bewegung — und

zwar weniger die einzelne, als die gemeinsame — Musik und Wort zu neuem Ausdruck gestaltet. Sichtbar wurde so das rhythmische Zusammenspringen und Zusammenschwingen in Mozarts „Kleiner Nachtmusik“, in wunderbaren Bildern entstand die „Abendliche Phantasie“ eines einsamen Dichters, bis schliesslich in einer herrlich harmonischen Tanzsuite die „Melodie des Lebens“ selbst in fünffacher Variation vom „Wiegenlied“ bis zum abschliessenden „Lied an die Freude“ ertönte. Die Musik war von dem musikalischen Leiter der Gruppe Walter Schönberg eigens zu diesen Tanzschöpfungen der Meisterin Jutta Klamt komponiert worden und wurde vom Debrecener Theater-Orchester einfühlungsfreudig wiedergegeben. Die innere Disziplin dieser Tanzgemeinschaft und ihre hohe rhythmische Kunst riss auch das Debrecener Publikum zu begeistertem Applaus hin. So war auch dieser höchst eigenartige Abend, der wieder von dem „Musikliebhaberkreis“ („Zenekedvelőkör“) durchgeführt wurde, ein grosser Erfolg.

In eigener Regie veranstaltete das D. W. I. einen Dichterabend im Dérimuseum, an dem der junge, aber schon innerlich reife Dichter Franz Tümler aus eigenen Werken las. Er gehört zu jenen Schriftstellern des „Inneren Reiches“, die auch das Alltagsleben unserer Zeit dichterisch-symbolisch zu vertiefen wissen und war so ein guter Vertreter der neuen Dichtung in Deutschland. Er kam von der Front mit Sonderurlaub, um deutsche Dichtungen in Ungarn zu lesen, und kehrte zurück zur Front — auch dies ein schönes Zeichen der auch geistig waffenbrüderlichen Gemeinschaft von Deutschland und Ungarn.

Schliesslich sollen in diesem Zusammenhang noch einige Vortragsabende in den Räumen des Instituts selbst erwähnt werden, bei denen Universitäts-

lektor Dr. Wolfgang Heybey mit Lichtbildern einmal über Goethe, ein andermal über München und Obersalzberg und zuletzt über „Alte deutsche Weihnachtsbilder und -lieder“ sprach, wobei ein gemeinsames fröhliches Weihnachtsliedersingen in der letzten Adventwoche den Abschluss bildete.

### Deutsche Dichtungen in ungarischer Sprache von Lorenz Szabó.

Der alte bekannte Spruch „Inter arma silent musae“ scheint inmitten des zweiten Weltkrieges auch in Budapest und in Ungarn ausser Geltung zu kommen. Im Rundfunk, Konzertsaal, am Vortragstisch, in Zeitschriften und auf dem Büchermarkt wird Lyrik eifrig gepflegt und vom Publikum empfänglich aufgenommen. Gedichtbände von Klassikern und lebenden Lyrikern der ungarischen Dichtung gehören zu den gesuchtesten Artikeln des Büchermarktes. Ein bedeutsames Ereignis des ungarischen Weihnachtsbüchermarktes ist die stattliche Anthologie von Übersetzungen, die an Gewicht alle anderen Erscheinungen dieser Art weit überragt: es ist dies die Sammlung *Ewige Freunde* der Nachdichtungen von Lorenz Szabó, einer führenden Persönlichkeit der ungarischen Dichtung unserer Tage, von dem auch unsere Zeitschrift bereits manchen Beitrag in Vers und Prosa brachte. (*Örök barátaink*. Kleinere Übersetzungen von Lorenz Szabó. Budapest, Verlag Singer & Wolfner). Szabó ist Mitglied der um die Jahrhundertwende geborenen Dichtergeneration, der als erster dieser, kaum 20 Jahre alt als eigenwilliger Lyriker und formgewandter Übersetzer hervortrat. In seinen jungen Jahren stand er dem grössten ungarischen „poeta doctus“, Michael Babits nahe, was seine weitere Entwicklung entscheidend bestimmte. Neben Babits entfaltete sich seine einzigartige Kunst des Übersetzens, die er an zahlreichen,

bishin in ungarischer Sprache unbekanntes Dichtungen der Weltliteratur erprobte. Lorenz Szabó ist nicht nur in der ungarischen Dichtung der Gegenwart, sondern überhaupt einer der tonreichsten Übersetzer, dessen Leistungsfähigkeit selbst in der europäischen Literatur fast beispiellos darsteht. Seine Tätigkeit könnte am besten mit der seines ersten Meisters, Stefan George verglichen werden, dessen Dichtungen er in Ungarn zuerst bekanntmachte. Zweifellos übertrifft er an Fruchtbarkeit die grossen Übersetzer der ungarischen Literatur, *Kazinczy, Arany* und *Babits*, doch auch an Mannigfaltigkeit der Tonlagen bleibt er nicht hinter ihnen zurück. In seiner jüngsten Anthologie begegnen wir Dichtungen griechischer, lateinischer, deutscher, französischer und englischer Dichter, doch vermittelte ihm die deutsche Sprache auch Werke der indischen, persischen und verschiedener slavischer Literaturen. Für die überragende Stellung deutscher Dichtung in seiner Sammlung zeugt eine einfache Statistik: von den 394 Stücken sind 134, mehr als ein Drittel, aus deutschen Dichtern übersetzt. Besonders von zwei Dichtern empfing er dauernde Anregungen: zu Beginn seiner Laufbahn von *George*, später, in den dreissiger Jahren von *Goethe*, der ihn aufs tiefste ergriff und auch das eigene Dichten wesentlich vertiefte. Diesen zwei grossen deutschen Dichterpersönlichkeiten blieb Lorenz Szabó stets getreu; immer wieder feilt und feilt er an seinen Nachdichtungen und versucht ihnen die letzte, endgültige Fassung zu geben. Von *Goethe* übersetzte er 35, von *George* 25 Gedichte. Die älteren ungarischen Übersetzer waren zunächst bestrebt, *Goethes* umfangreichere Dichtungen dem Ungartum zugänglich zu machen, Szabó wendet sich vor allem der Lyrik *Goethes* zu. Wir finden in der Reihe seiner *Goethe*-Übersetzun-

gen kostbare Perlen von vollendetem sprachlichem Ausdruck: *Ganymed, Mahomets Gesang, Epiphanius, An Schwager Kronos, Prometheus, Auf dem See, Seefahrt, Herbstgefühl, Nähe der Geliebten, An Charlotte von Stein, Trilogie der Leidenschaft, Grenzen der Menschheit* u. a. m. Von den Übersetzungen aus *George* heben wir folgende Stücke hervor: *Goethe-Tag, Nietzsche*, mehrere Gedichte aus dem *Stern des Bundes, An die Toten, Der Dichter in Zeiten der Wirren*. u. a. m. Ausser *Goethe* und *George* kommen von den deutschen Dichtern mit einer grösseren oder geringeren Anzahl von Gedichten noch *C. F. Meyer, Hölderlin, Storm, Liliencron, Mörike, Dietmar von Aist, Dehmel, Droste-Hülshoff, Lenau, Der Kürenberger, Angelus Silesius, Carossa, Günther, Klopstock, Scholz, Staff, Trakl, Uhland, Weinheber, Walter v. d. Vogelweide, Gryphius, Kleist* und *Wildgans* zu Worte. Diese Auswahl ist auch für den Geschmack des Übersetzers kennzeichnend. Der Herausgeber der Anthologie begnügt sich nicht mit der Veröffentlichung der Übersetzungen, sondern versucht den einzelnen Dichtern durch entsprechende Erläuterungen einen lebendigen Hintergrund zu zeichnen. Die Bildnisse des Teiles „Dichter, Werke und Daten“ erinnern an die sorgfältige Kleinkunst von Miniaturen. Lorenz Szabó ist heute zweifellos der berufenste ungarische Vermittler klassischer deutscher Dichtung und leistet in dem Kulturaustausch zwischen Deutschland und Ungartum unschätzbare Arbeit. Wir begrüssen das Erscheinen seiner Anthologie aufs wärmste; möge sie den Weg zu den breitesten Schichten des ungarischen Publikums finden.

**Ungarische Kroatenforschung.**  
Vor wenigen Wochen erschien im Verlag der Kön. Ung. Universitäts-Buch-

druckerei, von Prof. Ladislaus Tóth betreut die stattliche Sammlung von Aufsätzen und Studien des hervorragendsten ungarischen Kroatienforschers Josef von Bajza (*A horvát kérdés* — „Die kroatische Frage.“) Mehr als ein Vierteljahrhundert vertiefte sich Bajza in das Studium der südslawischen Völker und des südslawischen Staates. Seine Aufsätze, die er in einer führenden Budapester Zeitung unter dem Decknamen Kornel *Battorych* veröffentlichte und die von einer staunenswerten Kenntnis der südslawischen Verhältnisse zeugen, erweckten auch im Auslande lebhaften Widerhall. Nach dem Weltkrieg war er längere Zeit im ungarischen Aussenministerium tätig, wo er das ungarisch-südslawische Material der Friedensverhandlungen wissenschaftlich und publizistisch aufarbeitete. Seine sachgemässen Arbeiten dienten nicht nur der ungarischen Öffentlichkeit, sondern auch vielfach dem Auslande als sicherer Wegweiser in den undurchsichtigen Ereignissen der südslawischen Entwicklung. Unerschütterlich hielt Bajza an der Rechtskontinuität fest und sah mit unheimlicher Sicherheit den Zerfall des mühsam zusammengeschweissten südslawischen Staatsgebildes, obwohl er das, was er lange vorausgesagt hatte, nicht mehr erleben durfte. Als Sektionsleiter der Bibliothek des Ungarischen Nationalmuseums, später als Professor der kroatischen Sprache und Literatur an der Peter Pázmány-Universität in Budapest entfaltete er eine unermüdliche Tätigkeit, die sich vor allem auf die Erforschung der tausendjährigen kulturellen Beziehungen zwischen Kroatentum und Ungartum erstreckte. Josef von Bajza gehört neben Benjamin von *Kállay* und Ludwig von *Thallóczy* zweifellos zu den grössten ungarischen Balkanforschern. Wohl lässt der nun erschienene umfangreiche Band zunächst den Publizisten, weni-

ger den Wissenschaftler zu Worte kommen, dennoch verdient er auch im Auslande beachtet zu werden. Die Sammlung seiner Aufsätze bildet einen einzigartigen, grosszügigen Beitrag im europäischen Schrifttum zur Geschichte der kroatischen Frage und namentlich zur Entwicklung der letzten Jahrzehnte.

### Ein ungarischer Attila-Roman in deutscher Sprache.

In unserer heroisch ausgerichteten Zeit wendet sich auch der europäische Leser mit erhöhtem Interesse den eisernen Männern und grossen Führerpersönlichkeiten der Geschichte zu. Fast sämtliche grosse Gestalten des Weltgeschehens werden in unseren Tagen in wissenschaftlichen Werken oder — mit mehr oder weniger Erfolg — in romanhaften Darstellungen behandelt. Mit besonderem Interesse wendet sich unsere Zeit der Gestalt des grossen Hunnenkönigs Attila zu, den man seit je her mit Sagen umwob. Zahlreiche Werke namentlich der deutschen Literatur versuchen Geschichtliches und Sagenhaftes um Attila dem Leser unserer Tage nahezubringen. Noch mehrere Jahrzehnte vor dem neuerwachten Interesse schrieb der ungarische Dichter Géza *Gárdonyi* seinen Attila-Roman, der nun *Wer bist du? Ein Roman um Attila* betitelt in der Übersetzung Stephan *Petróczy*s von der Verlagsanstalt *Danubia* (Budapest—Leipzig) auch in deutscher Sprache herausgegeben wurde. Gewiss wird *Gárdonyi*s Roman auch unabhängig von der Mode und dem Attila-Kult unserer Tage den Weg zum deutschen Publikum finden, ebenso wie die Gestalt des grossen Hunnenkönigs auch im ungarischen Bewusstsein seit nahezu tausend Jahren ungetrübt fortlebt. *Gárdonyi*s Roman verdient es auch als Kunstwerk im Ausland beachtet zu werden, bediente sich doch der ungarische Erzähler schon vor Jahrzehnten mancher

Kunstmittel des neuen europäischen Romans unserer Tage. Gárdonyi erzählt die Geschichte Attilas in erster Person, als Erlebnis seines Helden, des Griechen Zeta, der als Begleiter des Rhetors Priskos, des Abgesandten von Kaiser Theodosius, an den Hof Attilas kommt und dort zuerst durch seine Liebe zu einem Hunnenmädchen, später durch den Zauber, der von der gewaltigen Persönlichkeit des Weltbewegers ausstrahlt, festgehalten wird. Durch die Augen und durch den Mund Zetas erleben wir die ganze heroische Welt um Attila. Das Unmittelbare des Erlebens wird noch gesteigert durch die ganz und gar unpathetische Darstellungsweise des Verfassers. Er kommt seinen Gestalten nahe, indem er sich die in der ungarischen Volksseele heute noch lebendige sagenhafte Erinnerung an die hunnischen Vorfahren zu eigen macht und seine Helden so darstellt, wie sie in der Vorstellung des Volkes leben. Dass er diese volkstümliche Darstellungsweise mit einer erschöpfenden und doch nicht aufdringlichen Meisterung des historischen Stoffes zu vereinigen weiss, gehört zu der besonderen Kunst dieses grossen ungarischen Epikers. Wir begrüßen die deutsche Übersetzung dieses Werkes als wirksames Mittel des deutsch-ungarischen Kulturaustausches aufs wärmste.

**Ein ungarischer Schumann-Roman.** Der auch im Ausland wohlbekannte ungarische Kunst- und Musikverlag *Rózsavölgyi & Comp.* gab vor kurzem den Schumann-Roman von Helene *Salacz-Zachár* (*Két szív összedobban*, „Zwei Herzen schlagen zusammen. Einige Jahre aus dem Leben eines grossen Musikerpaares, Clara Wieck und Robert Schumann“) heraus. Verfasserin behandelt in ihrem Buche den

grössten Kampf im Leben Schumanns, den er um seine Lebensgefährtin zu bestehen hatte. Dem Leser erschliesst sich ein einprägsames Bild seiner kampfvollen Liebe, deren schicksalhafter Gewalt selbst die unerbittliche Strenge des wohlhabenden bürgerlichen Vaters nicht zu widerstehen vermochte. Die musikalisch hochgebildete ungarische Verfasserin verleiht ihrer Darstellung durch Briefe, Tagebuchaufzeichnungen und zeitgenössische Bildnisse Lebendigkeit und Überzeugungskraft, durch die sie den Leser stets in Atem hält; die frauenhaft beschwingte Darstellungsart knüpft die einzelnen Ereignisse zu einer spannenden Handlung zusammen. Ihre Sachkundigkeit und ihr Feinsinn verdient jede Anerkennung. Der Roman zeugt für die beispiellose Beliebtheit der grossen Gestalten deutscher Musik in Ungarn; er eröffnet eine Reihe, in der das Leben mehrerer grosser Musikergestalten romanhaft bearbeitet werden soll.

**Ein Buch über Oberst Mölders in ungarischer Sprache.** Mit aufrichtiger Freude begrüßen wir das von dem Verlag *Danubia* in ungarischer Übersetzung herausgegebene Werk *Fritz von Forells: Mölders und seine Männer*. Die Übersetzung ist die gediegene Arbeit des tüchtigen Deutschlehrers Dr. *Eduard Szentgyörgyi*; er verstand es, die Lebensgeschichte des legendären deutschen Fliegerhelden dem ungarischen Publikum nahezu bringen, wofür der beispiellose Erfolg der ungarischen Ausgabe namentlich bei der ungarischen Jugend ein lebendiges Zeugnis ist. Das vom Verlag beigefügte stimmungsvolle Nachwort erzählt den tragischen Tod und die Bestattung des Helden in knappem, ergreifendem Stil.

## INHALT DES FEBRUARHEFTES 1942.

Der Geist der ungarischen Verfassung. Von <i>Andreas von Tasnádi Nagy</i> .....	65
Der historische Bauernroman im heutigen deutschen Schrifttum. Von <i>Otto A. Schmidt</i> .....	77
Schillers „Wallenstein“ im ungarischen Nationaltheater. Von <i>Jolantha Pukánszky-Kádár</i> (Mit 2 Bildtafeln) .....	87
Ungarn in Tsingtau. Von <i>Andor von Seléndy</i> .....	89
Kulturelle Beziehungen zwischen Bulgarien und Ungarn. Von <i>Georg Drucker</i> .....	96
Bauernstadt in Oberungarn. Von <i>Endre Kovács</i> . (Mit 3 Bildtafeln)	102
Székler untereinander. Kurzgeschichte von <i>Aron Tamási</i> .....	109
Puszta im Winter. Gedicht von <i>Alexander Petöfi</i> , übersetzt von <i>vitéz Georg Dieballa v. Fehérvár</i> .....	115
Ferkel. Gedicht von <i>Josef Erdélyi</i> , übersetzt von <i>Friedrich Lám</i> ...	117
Cassovia. Gedicht von <i>Alexander Márai</i> , übersetzt von <i>Árpád Guillaume</i> .....	118
Kunstbeilage: Werke des Bildhauers <i>Franz Medgyessy</i> (3 Bildtafeln) vor	121

### Rundschau

Mozart-Abend des D. W. I. in Budapest. — Deutsche Kulturveranstaltungen in Debrecen. — Deutsche Dichtungen in ungarischer Sprache von *Lorenz Szabó*. — Ungarische Kroatienforschung. — Ein ungarischer Schumann-Roman. — Ein ungarischer Attila-Roman in deutscher Sprache. — Ein Buch über Oberst *Mölders* in ungarischer Sprache. .... 121

### MITARBEITER DIESES HEFTES:

*Dr. Andreas von Tasnádi Nagy*, kön. ung. Justizminister a. D., kön. ung. Geheimrat, Präsident des Abgeordnetenhauses, Präsident der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft.

*Dr. Otto A. Schmidt*, Lehrer an der deutschen Sprachschule in Budapest.

*Dr. Jolantha Pukánszky-Kádár*, Oberstaatsarchivarin, Theaterhistorikerin.

*Andor von Seléndy*, Stabskapitän der Kön. Ung. Stromwache a. D.

*Dr. Georg Drucker*, Ministerialsekretär im Kön. Ung. Ministerium für Kultus und Unterricht, Vizepräsident der Ungarischen Aussenpolitischen Gesellschaft, Schriftleiter der Zeitschrift „Külügyi Szemle“.

*Endre Kovács*, Gymnasiallehrer, Schriftleiter.

#### UNSERE DICHTER:

*Aron Tamási*, führender Siebenbürgischer Erzähler.

*Alexander Petöfi* (1823—1849), der grösste ungarische Lyriker.

*Josef Erdélyi*, volksverbundener Lyriker der Nachkriegszeit.

*Alexander Márai*, führender Erzähler, Dichter und Publizist.

Verantwortlicher Schriftleiter und Herausgeber: *Béla Pukánszky*.

39.441. — König. Ung. Universitäts-Druckerei, Budapest. (V.: *Richard Thiering*.)

## DIE SCHRIFTENREIHE DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT

herausgegeben von Generalsekretär Prof. *Alexander Varga v. Kibéd* bildet die natürliche Ergänzung unserer Zeitschrift im Sinne des Arbeitsprogramms der Gesellschaft. Während die Monatschrift UNGARN vor allem die Aufgabe hat ungarisches Land und Volk der deutschen Öffentlichkeit zu erschliessen, soll die in ungarischer Sprache erscheinende SCHRIFTENREIHE das Gedankengut des neuen Deutschlands — zunächst durch die Veröffentlichung von Vorträgen führender deutscher Persönlichkeiten, die diese in der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft hielten, — der breitesten Schicht ungarischer Leser vermitteln und dadurch an der ideellen Annäherung von Deutschtum und Ungartum fördernd und vertiefend mitwirken.

Bisher erschienene Hefte der SCHRIFTENREIHE:

1. *Darré, R. W.*: A Német Birodalom és a délkeleteurópai államok együjtműködése a mezőgazdaság terén (Zusammenarbeit zwischen dem Reich und den südosteuropäischen Staaten auf landwirtschaftlichem Gebiet). 1940 ..... P 1.—
2. *Von Cochenhausen, F.*: Német katonai szellem a multban és jelenben (Deutsches Soldatentum in der Geschichte und Gegenwart). 1940 ..... P 1.—
3. *Spranger, E.*: Kultúrák találkozásáról (Kulturen in Begegnung miteinander). 1940 ..... P 1.—
4. *Hóman, B.*: Német-magyar sorsközösség (Deutsch-ungarische Schicksalsgemeinschaft). 1941 ..... P 1.—
5. *Günther, H. R. G.*: A tehetségek kiválasztása (Menschenauslese). 1941 ..... P 1.—
6. *Freisler R.*: Az új Európa jogrendje (Das Rechtsdenken des jungen Europa). 1941 ..... P 1.—
7. *Strölin K.*: Lakásügy, városépítés és tájrendezés (Wohnungswesen, Städtebau und Raumordnung). 1941 ..... P 1.—
8. *Von Tschammer und Osten*: Testnevelés békében és háborúban (Leibeserziehung in Krieg und Frieden). 1941 ..... P 1.—
9. *Schwerin von Krosigk L. gróf*: Háborús pénzügyi gazdálkodás (Kriegsfinanzierung). 1941 ..... P 1.—
10. *Storm E.*: Az állam és a gazdaság (Staat und Wirtschaft.) 1941 P 1.—
11. *Pukánszky B.*: Mozart. 1942 ..... P 1.—

